Von

Jenseit des Grabes.

Chateaubriand's

Denkwürdigkeiten

deutsch

von

Dr. L. Meyer.

Siebenter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig, 1849.

Vereinsverlagsbuchhandlung.

(Otto Wigand.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lindauersche
Bibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Paris 1837.

Durchgesehen im December 1846.

Das Jahr 1801. — Der Merkur. — Atala.

Während ich noch mit der Durchsicht und Verbesserung des „Génie du Christianisme“ beschäftigt war, zwang mich die Nothwendigkeit, noch einige andere Arbeiten zu übernehmen. Herr von Fontanes, der damals den „Mercure de France“ redigirte, forderte mich auf, für dieses Journal zu schreiben. Das war nicht ohne einige Gefahr; man konnte der Politik nur durch die Belletristik näher treten und Bonaparte's Polizei verstand schon die halben Worte. Die Muße zu diesen Arbeiten fand ich durch einen besondern Umstand, der mich am Schlafen hinderte. Ich hatte mir zwei Turteltauben gekauft, welche beständig girrten; vergebens sperrte ich sie des Nachts in meinen kleinen Reisekoffer, sie machten darin nur um so mehr Geräusch. In einer der so herbeigeführten schlaflosen Stunden setzte ich einen Brief an Frau von Staël für den Merkur auf. Was meine beiden dicken Bände über die Revolutionen nicht vermocht hatten, das thaten

einige Seiten in einem Journal. Mein Name wurde genannt.

Dieser erste glückliche Erfolg sollte der Vorläufer eines andern sein. Ich revidirte die Bogen von „Atala" (einer Episode aus dem „Génie du Christianisme," wie „René") und faßte den Entschluß, sie besonders herauszugeben. Zuvor zeigte ich das Werk Herrn von Fontanes, welcher schon in London Bruchstücke davon im Manuscript gelesen hatte. Die Rede des Pater Aubry an Atala's Sterbelager erhielt sein entschiedenes Mißfallen, und voll Verzweiflung verließ ich ihn; denn ich war der Meinung, ich könne es nicht besser machen. Ich wollte das Ganze ins Feuer werfen, und brachte die Nacht in einem fürchterlichen Zustande zu. Gegen Mitternacht hörte ich die Stimme meiner Turteltaube, welche durch die Entfernung sanfter und durch das enge Gefängniß, in das ich sie eingeschlossen hatte, klagender geworden war. Plötzlich fühlte ich mich inspirirt und warf die Rede des Missionairs, so wie sie noch jetzt im Buche steht, auf das Papier, ohne ein einziges Wort darin zu streichen oder hinzuzusetzen. Mit klopfendem Herzen brachte ich sie Fontanes, welcher sie sehr beifällig aufnahm.

Von dem Erscheinen Atala's datirt sich das Aufsehen, welches ich in dieser Welt gemacht habe; ich ward eine bedeutende Persönlichkeit. Nach so vielen kriegerischen Scenen ward ein literarisches Werk, das sich über die Alltäglichkeit erhob, wie ein Wunder angesehen; man fiel mit Heißhunger darüber her. Das Eigenthümliche des Werks vermehrte noch die Ueberraschung des Publikums. „Atala" fiel mitten in die Literatur des Kaiserreichs,

dem Nachhall der klassischen Schule, einer verjüngten Greisin, deren bloßer Anblick Ueberdruß erregte; es war ein Product von einer ganz unbekannten Gattung. Man wußte nicht, sollte man es eine Mißgeburt oder eine Schönheit nennen; die versammelten Akademiker hielten gelehrte Disputationen über sein Geschlecht und seine Natur, sowie sie es mit den Berichten über den „Génie du Christianisme" gethan hätten. Das alte Jahrhundert stieß es zurück, das neue nahm es mit Freuden auf.

„Atala" wurde so populär, daß es mit der Brinvilliers die Curtiussche Sammlung vergrößerte. Die Fuhrmannsgasthöfe waren mit roth, grün und blau bemalten Bildern geschmückt, welche Chactas, den Pater Aubry und Simaghans Tochter darstellten. In hölzernen Kästchen zeigte man auf den Quais die Personen meiner Geschichte von Wachs, wie man die Bildnisse der Mutter Gottes und der Heiligen auf den Jahrmärkten zeigt. Ich sah auf einem Boulevardtheater meine junge Wilde mit einem Kopfputze von Hahnenfedern, welche mit einem Wilden ihrer Gattung von der „Seele der Einsamkeit" sprach, und auf eine Weise, daß ich aus Scham Angstschweiß schwitzte. Im Théâtre des Variétés wurde ein Stück gegeben, worin ein junger Mensch und ein Mädchen aus der Pensionsanstalt in ihr Städtchen nach Haus kamen, um sich zu verheirathen; da sie aber hier mit wirren Blicken von nichts sprachen, als von Krokodillen, Störchen und Wäldern, hielten ihre Eltern sie für wahnsinnig. Ich wurde mit Karrikaturen, Parodieen und Spöttereien überschüttet. Der Abbé Morellet nahm, um mich zu beschämen, seine Magd auf den Schooß und konnte

natürlich die Füße dieser Jungfrau nicht in seinen Händen halten, wie Chactas die Füße Atala's während des Sturmes in den seinigen hielt. Hätte sich der Chactas in der Straße Anjou in dieser Gruppe malen lassen, so würde ich ihm seine Kritik verziehen haben.

Dies Alles diente dazu, mich nur noch mehr bekannt zu machen. Der Kopf wirbelte mir; der Genuß befriedigter Eitelkeit machte mich wie berauscht. Ich liebte den Ruhm wie man das Mädchen einer ersten Liebe liebt. Doch meine Schüchternheit hielt mit meiner Leidenschaft gleichen Schritt. Meine natürliche Menschenscheu, der Zweifel, den ich stets gegen mein Talent gehegt habe, machten mich mitten in meinen Triumphen demüthig. Ich floh vor meinem Ruhm; suchte einsame Spaziergänge auf und ging nur des Abends, den Hut tief in die Augen gedrückt, damit Niemand den großen Mann erkennen sollte, in ein Estaminet, um unbemerkt mein Lob in einem kleinen unbekannten Journale zu lesen. Wenn ich im Payslatin für dreißig Sous speiste, konnte ich kaum kauen und schlucken, so sehr genirten mich die Blicke, deren Gegenstand ich zu sein glaubte.

Wenn aber der Beifall, den ich erntete, meine Eitelkeit weder ganz erwecken noch meinen Verstand verwirren konnte, so gab es dagegen Gefahren einer andern Art, welche sich besonders seit dem Erscheinen des „Génie du Christianisme“ und seit meinem Rücktritt aus dem Staatsleben in Folge des Todes des Herzogs von Enghien zeigten. Jetzt drängte sich, mit den jungen Damen, welche beim Lesen der Romane weinen, die ganze Masse der Christinnen und andere edle Enthusiastinnen um mich,

denen das Herz bei einer ehrenvollen That höher schlägt. Die mannbaren Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren waren die gefährlichsten, denn da sie nicht wissen was sie wollen, noch was sie von uns begehren, so vermischen sie auf verführerische Weise unser Bild mit einer Welt voll Fabeln, Bänder und Blumen. J. J. Rousseau spricht von den Liebeserklärungen, die ihm beim Erscheinen seiner Neuen Heloise gemacht wurden und von den Herzen, die man ihm entgegen brachte, ich weiß nicht, ob man mir ebenso Königreiche angeboten haben würde, aber ich weiß, daß ich unter einem Haufen duftender Billets begraben war, und wären die Schreiberinnen derselben nicht jetzt Großmütter, so würde ich in Verlegenheit sein, um mit schuldiger Bescheidenheit zu erzählen, wie man sich um eine Zeile von meiner Hand stritt, wie man einen von mir überschriebenen Briefumschlag aufhob und ihn erröthend und mit gesenktem Blicke unter dem von einem langen Haarschmucke herabfallenden Schleier verbarg. Wenn ich damals nicht verzogen worden bin, muß ich eine gute Natur haben.

Entweder aus wirklicher Höflichkeit oder aus einer neugierigen Schwäche ließ ich mich zuweilen verleiten, den unbekannten Damen, die mir ihre Namen mit ihren Schmeicheleien zuschickten, in ihren Behausungen meinen Dank abzustatten. Einmal fand ich in einer Wohnung des vierten Stocks ein reizendes Mädchen unter den Fittigen ihrer Mutter; aber ich bin mit keinem Schritte wieder zu ihr gekommen. Eine Polin erwartete mich in ihren mit Seide ausgeschlagenen Salons; halb Odaliske und halb Walkyre, glich sie einem Schneeglöckchen mit

weißen Blüthen oder einer jener zierlichen Haideblumen, welche die anderen Töchter Floras ersetzen, wenn die Zeit der Letzteren noch nicht gekommen oder schon vorüber ist. Dieses an Alter und Schönheit so mannichfaltige weibliche Chor war die Verwirklichung meiner früheren Sylphide. Die doppelte Wirkung auf meine Eitelkeit und auf die Gefühle meines Herzens konnte mir um so leichter gefährlich werden, als ich bis dahin, mit Ausnahme einer ernsten Zuneigung, von der Menge noch nie, weder gesucht noch ausgezeichnet worden war. Indessen gestehe ich gern, daß, so leicht es mir auch gewesen wäre, eine vorübergehende Illusion zu mißbrauchen, doch der Gedanke an einen Sinnengenuß, zu dem ich auf dem Wege der Religion gelangt wäre, mein Gefühl empörte.

Paris 1837.

Das Jahr 1801. — Frau von Beaumont und ihre Gesellschaft.

Die Person, welche nach meiner Zurückkunft aus der Emigration den meisten Raum in meinem Leben eingenommen hat, war die Gräfin von Beaumont. Sie bewohnte einen Theil des Jahres das Schloß Passy bei Villeneuve sur Yonne, das Herr Joubert während des Sommers inne hatte. Frau von Beaumont kam nach Paris zurück und wünschte mich kennen zu lernen.

Mein Leben sollte nur eine lange Reihe von Schmerz sein; daher erlaubte es die Vorsehung, daß die erste

Person, die mich beim Beginn meiner öffentlichen Laufbahn mit Wohlwollen begrüßte, auch die erste war, welche wieder verschwand. Frau von Beaumont eröffnet den Trauerzug der Frauen, die an mir vorübergegangen sind. Meine ältesten Erinnerungen ruhen in Gräbern; wie der indische Pamlit spreche ich die Gebete der Todten, bis die Blumen meines Rosenkranzes entblättert sind.

Frau von Beaumont war die Tochter von Armand Marcus von Saint-Jerom, Grafen von Montmorin, französischer Gesandter in Madrid, Commandant in der Bretagne, Mitglied der Notabeln von 1787 und Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XVI., der ihn sehr liebte. Er starb auf dem Schaffot, wohin ihm ein Theil seiner Familie folgte.

Frau von Beaumont war mehr häßlich als schön von Gesicht, ein Porträt von ihr, welches Madame Lebrun gemalt hat, ist sehr ähnlich. Ihr Gesicht war hager und blaß, ihre mandelförmig geschnittenen Augen hätten vielleicht zu viel Glanz von sich geworfen, wenn nicht eine ungewöhnlich sanfte Anmuth das Feuer ihres Blicks zur Hälfte gemildert und demselben etwas Schmachtendes gegeben hätte, wie der Lichtstrahl milder wird, wenn er durch den Krystall des Wassers geht. Ihr Charakter war schroff und heftig, die Folge theils der Gewalt ihrer Gefühle, theils einer innern Krankheit, an der sie litt. Ihr erhabener Geist, ihr hoher Muth eigneten sie ganz für die Welt, aus welcher sie sich aus freier Wahl und in Folge des Unglücks ihrer Familie zurückgezogen hatte. Aber wenn eine befreundete Stimme ihren einsiedlerischen Geist anrief, dann kam er und sprach einige Worte des Him-

mels. Die außerordentliche Schwäche der Gräfin machte ihre Sprache langsam, aber diese Langsamkeit hatte etwas Rührendes. Ich lernte diese Leidende nur kurz vor ihrem Tode kennen, und ich widmete mich ihren Schmerzen. Ich hatte eine Wohnung in der Straße Saint-Honoré im Hotel d'Etampes, unweit der Rue neuve du Luxembourg gemiethet; Frau von Beaumont hatte in dieser letztern Straße eine Wohnung, welche die Aussicht auf die Gärten des Justizministeriums genoß. Jeden Abend ging ich zu ihr, mit ihren und meinen Freunden: Joubert, Fontanes, Bonald, Molé, Pasquier, Chênedollé, Männer, welche in der Literatur und als Staatsbeamte einen hohen Rang eingenommen haben.

Joubert, welcher voll Seltsamkeiten und Originalität war, wird Denen, die ihn gekannt haben, ewig fehlen. Er wußte außerordentlich sich des Geistes und Herzens Anderer zu bemächtigen, und auf wen er einmal Einfluß gewonnen hatte, der sah sein Bild immer vor sich. Sein Hauptbestreben war Ruhe, und doch war Niemand unruhiger als er; er wachte über sich, um die Heftigkeit seines Geistes in Schranken zu halten, die er seiner Gesundheit nachtheilig hielt, und immer zerstörten seine Freunde die Vorsichtsmaßregeln wieder, die er getroffen hatte, um sich wohl zu befinden, denn er konnte sich nicht enthalten, von ihrer Traurigkeit oder von ihrer Freude ergriffen zu werden. Er war ein Egoist, der sich nur um Andere kümmerte. Um seine Kräfte wieder zu gewinnen, hielt er es oft für nöthig, ganze Stunden lang die Augen zu schließen und kein Wort zu sprechen. Gott allein aber weiß, welche Stürme und welche Bewegung in seinem Innern

herrschten, während dieses Schweigens und dieser Ruhe, die er sich selbst vorschrieb. Jeden Augenblick nahm er eine andre Diät und eine andre Lebensweise an; bald lebte er von Milch, bald von gehacktem Fleisch; bald ließ er sich auf den schlechtesten Straßen in scharfem Trabe umherwerfen, bald fuhr er nur auf den ebensten Wegen und im langsamen Schritte. Wenn er las, riß er aus seinen Büchern die Blätter aus, die ihm mißfielen, und hatte auf diese Weise eine Bibliothek für seinen Gebrauch bekommen, die aus unvollständigen Büchern in zu weiten Einbänden bestand.

Er war ein tiefer Metaphysiker und seine Philosophie wurde durch die ihm eigenthümliche Bearbeitung Malerei oder Poesie. Ein Plato mit dem Herzen Lafontaine's, hatte er sich die Idee einer Vollkommenheit geschaffen, die ihn hinderte etwas zu vollenden. In den nach seinem Tode gefundenen Manuskripten sagt er: „Ich bin wie eine Aeolsharfe, welche einige schöne Töne hervorbringt, ohne eine Melodie spielen zu können." Frau Victorine von Chastenay behauptete: „Er schiene eine Seele zu sein, welche zufällig einen Körper gefunden habe und die sich nun so gut als möglich darin zu benehmen suche;" eine eben so schöne als treffende Erklärung.

Wir lachten über die Feinde des Herrn von Fontanes, welche ihn für einen tiefen und versteckten Politiker ausgeben wollten: er war nichts als ein jähzorniger Dichter, ein aufbrausender Kopf, den der Widerspruch auf's Aeußerste brachte und der eben so wenig seine Meinung verbergen, als er sich die eines Andern aneignen konnte. Mit den literarischen Ansichten meines Freundes Joubert

stimmte er nie überein; dieser fand überall und in jedem Schriftsteller etwas Gutes; Fontanes dagegen hatte einen Abscheu vor dieser oder jener Lehre und konnte den Namen mancher Schriftsteller nicht aussprechen hören. Er war ein geschworner Feind der Grundsätze der modernen Schreibart; die materielle Handlung, das thätige Verbrechen oder den Galgen mit dem Stricke dem Leser vor Augen zu führen, erschien ihm als etwas Unerhörtes; er sagte, man dürfe den Gegenstand nur in einem poetischen Kreise, wie in einer Krystallkugel erblicken. Der Schmerz, der sich mechanisch durch die Augen erschöpft, schien ihm nur eine Empfindung, wie man sie im Cirkus oder auf dem Greveplatze hat; er kannte das tragische Gefühl nicht anders, als durch Bewunderung veredelt und mit Hilfe der Kunst in ein „reizendes Mitleid" verwandelt. Ich citirte ihm griechische Vasen, in deren Arabesken man den Körper Hectors an dem Wagen des Achilles geschleift sieht, während eine kleine Figur, die in der Luft fliegt, den Schatten des Patroklus vorstellt, den die Rache des Sohnes der Thetis getröstet hat. „Nun, Joubert," rief Fontanes, „was sagen Sie zu dieser Verwandlung der Muse? wie sehr achteten diese Griechen die Seele!" Joubert glaubte sich angegriffen und brachte Fontanes in Widerspruch mit sich selbst, indem er ihm seine Nachsicht gegen mich vorwarf.

Diese oft sehr komischen Debatten nahmen kein Ende. Als ich auf dem Platze Ludwigs XV. im Hotel der Frau von Coislin wohnte, kam Fontanes eines Abends halb zwölf Uhr meine vierundachtzig Stufen noch einmal heraufgesprungen, um wüthend und mit dem Stocke auf den

Fußboden stampfend, ein Argument zu vollenden, das er unterbrochen gelassen hatte; es war von Picard die Rede, den er in diesem Augenblicke hoch über Molière stellte. Er würde sich gehütet haben, ein Wort von dem, was er sagte niederzuschreiben; der sprechende und der schreibende Fontanes waren zwei verschiedene Menschen.

Mit Vergnügen wiederhole ich hier, daß Fontanes es war, der mich bei meinen ersten Versuchen ermuthigte; er war es, welcher den „Génie du Christianisme ankündigte; es war seine Muse, die, von Staunen und Hingebung erfüllt, die meinige auf die neuen Wege leitete, die sie eingeschlagen hatte; er lehrte mich die Häßlichkeit der Gegenstände durch die Art ihrer Darstellung verdecken und den Personen meiner Romane, so weit es mir möglich war, eine klassische Sprache in den Mund legen. Es gab früher Männer, welche über den Geschmack wachten, wie die Drachen, welche die goldenen Aepfel im Garten der Hesperiden hüteten; sie ließen die Jugend nicht eher hinein, als wenn sie die Frucht berühren konnte, ohne sie zu verderben.

Die Schriften meines Freundes sind anziehend wegen seiner hinreißenden Darstellungsweise; der Geist empfindet ein Wohlbehagen und geräth in eine harmonische Stimmung, in der ihn Alles erfreut, nichts verletzt. Herr von Fontanes revidirte seine Werke unaufhörlich; Niemand war von der Vortrefflichkeit des Grundsatzes: Eile mit Weile, fester überzeugt, als dieser Meister aus der alten Schule. Was würde er heute sagen, wo man in moralischer wie in physischer Hinsicht alles Mögliche aufbietet, um den Weg zu verkürzen und man nie schnell genug vor-

wärts zu kommen glaubt? Herr von Fontanes zog es vor, einen gemäßigten Schritt einzuhalten. Man hat gesehen, was ich über ihn sagte, als ich ihn in London wiederfand; das Bedauern, welches ich damals ausdrückte, muß ich hier wiederholen, das Leben nöthigt uns beständig, entweder im voraus oder in Folge einer Erinnerung zu Thränen.

Herr von Bonald war ein offener Kopf; man nahm seinen Scharfblick für Genie; er hatte sich seine metaphysische Politik in der Armee des Prinzen von Condé im Schwarzwalde ausgedacht, wie die Professoren aus Jena und Göttingen, welche später an der Spitze ihrer Schüler marschirten und sich für die Freiheit Deutschlands todtschießen ließen. Er war ein Neuerer, obgleich er unter Ludwig XVI. Musketier gewesen war, und betrachtete die Alten als Kinder in der Politik wie in der Literatur; er behauptete, indem er zu allererst die gegenwärtige aufgeblasene Sprache annahm, „daß der Großmeister der Universität noch nicht weit genug vorgeschritten sei, um dies zu verstehen."

Chênedollé besaß Kenntnisse, und wenn auch nicht angebornes, doch später errungenes Talent. Er war so traurig, daß er sich den Beinamen: der Rabe gab. Er plünderte meine Werke. Wir hatten einen Vertrag abgeschlossen: ich überließ ihm meine Himmel, meine Nebel, meine Wolken, dagegen aber durfte er sich nicht an meinen Winden, meinen Wogen und meinen Wäldern vergreifen.

Ich spreche jetzt nur von meinen literarischen Freunden; ob ich wieder auf meine politischen Freunde kommen

werde, weiß ich nicht: Grundsätze und Gespräche haben Abgründe zwischen uns gelegt!

Madame Hocquart und Frau von Vintimille besuchten ebenfalls die Gesellschaften in der Rue Neuve du Luxembourg. Letztere, eine Frau der alten Zeit, wie es nur noch wenige giebt, bewegte sich viel in den höheren Kreisen und berichtete uns, was daselbst vorging. Die Schilderung der kleinen Scandale, mit scharfen, doch keineswegs beleidigendem Spotte vorgetragen, ließ uns den Werth unsrer Sicherheit noch besser erkennen. Die Sprache der Frau von Vintimille war bedachtsam, ihr Charakter zurückhaltend, ihr Geist gebildet; sie hatte mit den Damen von Chevreuse, von Longueville, von La Vallière, von Maintenon, Geoffrin und Du Deffant Umgang gehabt. Sie bewegte sich gern in einer Gesellschaft, deren Annehmlichkeit in der Mannichfaltigkeit der Charaktere bestand.

Madame Hocquart wurde von dem Bruder der Frau von Beaumont geliebt, der sich bis auf das Schaffot mit der Dame seines Herzens beschäftigte, gleich Aubiac, der auf seinem Wege zum Richtplatze einen Muff von blauem Sammt küßte, das einzige ihm gebliebene Andenken an die Wohlthaten Margarethens von Valois. Wohl nirgends werden sich wieder unter dem nämlichen Dache so viele ausgezeichnete Personen vereinigen, welche den verschiedensten Klassen und Bestimmungen angehören, die über die gewöhnlichsten wie über die erhabensten Dinge sprechen können: eine Einfachheit der Unterhaltung, welche nicht aus Geistesarmuth, sondern aus freier Wahl hervorging. Es war vielleicht die letzte Gesellschaft, in welcher der Geist der alten französischen Zeit erschienen ist.

Bei den neueren Franzosen wird man nicht mehr diesen feinen Anstand finden, welcher die Frucht der Erziehung ist und sich durch langjährige Gewohnheit in einen natürlichen Charakterzug verwandelt hat. Wo ist diese Gesellschaft hin? Man macht Pläne und umgiebt sich mit einem Kreis von Freunden, um sich eine ewige Trauer zu bereiten! Frau von Beaumont ist nicht mehr, Joubert ist nicht mehr, Chênedollé ist nicht mehr, Frau von Vintimille ist nicht mehr. Ehedem besuchte ich zur Zeit der Weinlese Joubert in Villeneuve; wir gingen zusammen an den Ufern der Yonne spazieren; er pflückte Orangen im Gebüsch, ich Blümchen auf den Wiesen. Wir sprachen von Allerhand und namentlich von unsrer auf immer geschiedenen Freundin, Frau von Beaumont; wir erinnerten uns an unsere früheren Hoffnungen. Des Abends kehrten wir nach Villeneuve zurück, eine Stadt, welche von eingefallenen Mauern aus der Zeit Philipp Augusts, und halb geschleiften Thürmen umgeben ist, aus denen der Rauch von den Feuerherden der Winzer emporstieg. Joubert zeigte mir in der Ferne auf dem Hügel einen sandigen Fußweg mitten im Walde, den er einschlug, wenn er seine Nachbarin besuchen wollte, die sich während der Schreckensherrschaft auf dem Schlosse Passy verbarg.

Seit dem Tode meines lieben Wirthes bin ich vier oder fünf Mal durch die Gegend von Sens gereist. Ich sah von der Straße aus die Anhöhen, aber Joubert wandelte nicht mehr auf ihnen umher.

Paris 1837.

Das Jahr 1801. — Ein Sommer in Savigny.

Der Beifall, welchen „Atala“ fand, ermunterte mich wieder an dem „Génie du Christianisme,“ von dem schon zwei Bände gedruckt waren, zu arbeiten, und Frau von Beaumont bot mir ein Zimmer in dem Landhause an, welches sie in Savigny gemiethet hatte. Ich brachte sechs Monate mit Joubert und unseren übrigen Freunden hier zu.

Das Haus lag am Eingange des Dorfes nach der Seite von Paris, an einer alten Straße, die man in der Gegend die Straße Heinrichs IV. nennt; es lehnte sich an einen Weinberg uud hatte vor sich den Park von Savigny, der von einem Walde begrenzt und von dem kleinen Flusse Orge durchströmt wurde. Links dehnte sich die Ebene von Viry bis zu den Quellen von Juvisy aus. Die Thäler in der Umgegend boten uns immer neue Spaziergänge dar, wenn wir des Abends ausgingen.

Des Morgens frühstückten wir zusammen, und dann ging ich an meine Arbeit; Frau von Beaumont hatte die Güte, die Citate abzuschreiben, die ich ihr angab. Diese edle Frau hat mir ein Asyl gegeben, welches mir fehlte; ohne die Ruhe, die sie mir dadurch gewährte, hätte ich vielleicht nie ein Werk beendigt, das ich während meines Unglücks nicht zu Stande bringen konnte.

Ich werde besonders einige Abende, die ich in diesem Freundschaftskreise verlebt habe, nie vergessen. Wir ver-

sammelten uns nach unsrer Zurückkunft vom Spaziergange bei einem Wasserbassin, welches in der Mitte eines Rasenplatzes im Küchengarten lag; Madame Joubert, Frau von Beaumont und ich setzten uns auf eine Bank; der Knabe der ersteren wälzte sich zu unseren Füßen auf dem Rasen herum. Dieses Kind ist schon verschwunden. Joubert ging abseits in einer Allee umher; zwei Hofhunde und eine Katze spielten um uns her, während die Tauben auf dem Dache girrten. Welch ein Glück für einen Menschen, der eben aus dem Exil gekommen ist, nachdem er acht Jahre in gänzlicher Verlassenheit zugebracht hat, mit Ausnahme einiger nur zu rasch entflohener Tage! Während dieser Abende mußte ich gewöhnlich meinen Freunden von meinen Reisen erzählen, und ich habe die Einöden der neuen Welt nie so gut geschildert als damals. In der Dunkelheit, wenn die Fenster unseres ländlichen Salons offen standen, zeigte mir Frau von Beaumont verschiedene Sternbilder, und sagte, ich würde mich später erinnern, daß sie mich damit bekannt gemacht habe. Seitdem ich sie verloren, habe ich mehrere Male, wenn ich mich im Freien befand, die Sterne am Himmel gesucht, die sie mir genannt hatte.

Nach meiner Ankunft in Frankreich hatte ich an meine Familie geschrieben und sie von meiner Rückkehr benachrichtigt. Die Gräfin von Marigny, meine älteste Schwester, suchte mich zuerst auf, irrte sich aber in der Straße und fand nicht weniger als fünf Lassagne's, von denen der letzte aus dem Keller eines Schuhflickers hervorkam, als sein Name gerufen wurde. Frau von Chateaubriand kam ebenfalls; sie war reizend und mit allen Tugenden ge=

schmückt, welche geeignet waren, mir das Glück zu gewähren, das ich bei ihr gefunden habe, seitdem wir wieder vereinigt sind. Nach ihr kam die Gräfin von Caud, Lucilie. Joubert und Frau von Beaumont faßten eine innige Zuneigung und eine zärtliche Theilnahme zu ihr. Es entstand eine Correspondenz zwischen ihnen, welche erst mit dem Tode der beiden Frauen endigte, die sich zu einander geneigt hatten, wie zwei Blumen der nämlichen Art, welche im Begriffe sind zu verwelken.

Frau von Caud kam nach Savigny, wie sie es angekündigt hatte.

Ich habe früher erwähnt, daß meine Schwester in ihrer Jugend, als sie Stiftsdame in dem Kapitel von Argentière war und nach dem von Remiremont kommen sollte, eine Zuneigung zu Herrn von Malfilatre, Parlamentsrath der Bretagne, gehabt, welche, da sie sie in ihrer Brust hatte verschließen müssen, ihre angeborene Schwermuth noch vermehrt hatte. Während der Revolution vermählte sie sich mit dem Grafen von Caud, den sie schon nach fünfzehn Monaten verlor. Der Tod der Gräfin von Farcy, ihrer zärtlich geliebten Schwester, vermehrte noch ihre Traurigkeit. Sie schloß sich dann meiner Gattin, Frau von Chateaubriand an, und übte eine ziemlich drückende Herrschaft über sie, denn Lucilie war heftig, gebieterisch und unverständig, und Frau von Chateaubriand, die sich von ihren Launen beherrschen ließ, erzeigte ihr nur heimlich die Dienste, welche eine reichere Freundin einer empfindlichen, weniger glücklichen leistet.

Luciliens Geist und Charakter hatten fast den Wahnsinn J. J. Rousseau's erreicht; sie glaubte sich von gehei=

men Feinden verfolgt und gab Frau von Beaumont, Joubert und mir falsche Adressen an, unter denen wir ihr schreiben sollten; sie untersuchte die Siegel, ob sie erbrochen gewesen seien; sie ging aus einem Hause in das andere und konnte weder bei meinen Schwestern noch bei meiner Frau bleiben; sie hatte eine Abneigung gegen sie bekommen, so daß auch für Frau von Chateaubriand, die ihr die herzlichste und treueste Freundschaft bezeigt, endlich die Last eines solchen peinlichen Verhältnisses zu schwer ward.

Ein abermaliges Mißgeschick traf Lucilien. Herr von Chênedollé, welcher in der Nähe von Vire wohnte, hatte sie in Fougères besucht, und bald war von einer Verbindung die Rede, welche aber nicht zu Stande kam. Alle Hoffnungen meiner Schwester wurden getäuscht, und, auf sich selbst zurückgewiesen, hatte sie nicht die Kraft sich zu tragen. Wie ein klagendes Gespenst ruhte sie einen Augenblick auf einem Steine in der reizenden Einsamkeit von Savigny aus; so viele Herzen hätten sie hier mit Freuden aufgenommen und hätten sie so gern einer süßen Wirklichkeit des Lebens zurückgegeben. Aber Luciliens Herz konnte nur in einer für sie besonders geschaffenen Luft schlagen, die noch Niemand eingeathmet hatte.

Meine Schwester hatte sich übrigens nicht verändert, das Leid hatte ihr nur einen dauernden Ausdruck aufgedrückt; ihr Kopf war ein wenig gesenkt, als wäre er von der Last der Zeit niedergedrückt. Sie erinnerte mich an meine Aeltern; diese ersten aus dem Grabe heraufbeschworenen Familienerinnerungen umgaben mich wie Geister, welche herbeigekommen waren, um sich an der ersten-

benden Flamme eines Scheiterhaufens zu wärmen. Wenn ich Lucilien betrachtete, glaubte ich meine ganze Kindheit aus ihren etwas stieren Augen hervorblicken zu sehen.

Paris, 1837.

Das Jahr 1802. — Talma.

Der Sommer verging; wie gewöhnlich hatte ich mir vorgenommen, ihn im nächsten Jahre ebenso wieder zu beginnen, aber die Zeiten kehren, einmal entschwunden, nicht wieder. Während des Winters machte ich in Paris einige neue Bekanntschaften. Herr Jullien, ein reicher Mann, dabei gefällig und ein heiterer Gesellschafter, hatte eine Loge im Théâtre français, die er Frau von Beaumont lieh; ich ging daher vier bis fünf Mal mit Herrn von Fontanes und mit Joubert ins Theater. Als ich zum ersten Male in die Welt trat, war die alte Komödie in ihrem vollen Glanze, jetzt fand ich sie in ihrer völligen Auflösung wieder. Die Tragödie wurde noch durch Demoiselle Duchesnoy und besonders durch Talma aufrecht erhalten, welcher den höchsten Gipfel der dramatischen Kunst erreicht hatte. Ich hatte ihn bei seinem Debüt gesehen; er war damals weniger schön und gewissermaßen weniger jung, als jetzt, wo ich ihn wiedersah, und wo ihn die Würde, der Adel und der Ernst der reiferen Jahre schmückten.

Das Bild, welches Frau von Staël in ihrem Werke über Deutschland von Talma entworfen hat, ist nur zur Hälfte wahr; die glänzende Schriftstellerin sah den großen Schauspieler mit der Phantasie einer Frau und gab ihm das, was ihm fehlte.

Talma bedurfte der vermittelnden Welt nicht; er wußte nicht was ein Edelmann war, er kannte unsre frühere Gesellschaft nicht. Er hatte keine Idee von dem Leben des hohen Adels in seinen alterthümlichen Ritterübungen; ebenso fremd war ihm aber auch der eigentliche Geist des alten ritterlichen Mittelalters mit seinen Fehlern und Schwächen und seinen hohlen Tugenden. Er war kein Tankred und kein Coucy, aber er verwandelte sie wenigstens in Helden eines Mittelalters seiner eigenen Schöpfung.

Was aber war denn Talma? nur er selbst, sein Jahrhundert und die alte Zeit. Er besaß die tiefen, heißen Leidenschaften der Liebe und des Patriotismus, die in stürmischer Heftigkeit bei ihm hervorbrachen. Aus der Revolution, die er durchlebte, war ihm jene finstere Begeisterung und die Regellosigkeit des Genies geblieben. Die fürchterlichen Scenen, von denen er umgeben gewesen, spiegelten sich in seinen Darstellungen wieder, vermählt mit den leisen Klagetönen der Chöre des Sophokles und Euripides. Seine Grazie war nicht die allgemein angenommene; sie ergriff uns wie das Unglück. Den finstern Ehrgeiz, die Gewissensbisse, die Eifersucht, die Schwermuth des Geistes, den physischen Schmerz, den von den Göttern und von dem Unglück erzeugten Wahnsinn, die menschliche Trauer stellte er in unübertrefflicher Vollendung dar.

Schon sein Auftreten, der Ton seiner Stimme waren hochtragisch. Der Schmerz und die Gedankenfülle zeigten sich innig vereint auf seiner Stirn, athmeten aus seiner Unbeweglichkeit, seinen Stellungen, seinen Gesten, seinen Schritten. Als Grieche kam er erschöpft und klagend von den Ruinen von Argos, ein unsterblicher Orest, verfolgt seit dreitausend Jahren von den Eumeniden; als Franzose kam er aus der Einsamkeit von Saint-Denis, wo die Parzen von 1793 den Faden des Grabeslebens der Könige zerschnitten hatten. In tiefe Trauer versunken, den unbekannten Schicksalsspruch eines ungerechten Himmels erwartend, schritt er einher, ein Sklave des Geschicks, mit unerbittlicher Strenge gefesselt zwischen dem Fatum und dem Entsetzen.

Die Zeit wirft eine unvermeidliche Dunkelheit auf die alternden Meisterwerke dramatischer Dichtkunst; ihr Schatten verwandelt die reinsten Raphaels in Rembrante. Ohne Talma würde ein Theil der Wunder Corneille's und Racine's unbekannt geblieben sein. Das dramatische Talent ist eine Fackel; es theilt sein Feuer andern halb verlöschten Fackeln mit und ruft ein geistiges Leben hervor, das uns durch neuen Glanz entzückt.

Man verdankt Talma die Vervollkommnung des Costüms der Schauspieler. Aber ist die Wahrheit der Scenerie und der Rigorismus in der Kleidung für die Kunst so nothwendig als man behauptet? Die Personen Racine's entlehnen nichts von dem Schnitte des Rocks; auf den Bildern der alten Maler ist der Hintergrund vernachlässigt und die Anzüge ungenau. Die Raserei des Orestes oder die Prophezeihungen Joabs machten, in einem

Salon von Talma im Frack vorgelesen, eben so viel Effekt, als auf der Bühne im griechischen Mantel oder im jüdischen Talare deklamirt.

Diese Correctheit in der Darstellung des leblosen Objects charakterisirt die Kunst in unsrer Zeit; sie verräth den Verfall der hohen Poesie und des wahren Dramas; man begnügt sich mit kleinlichen Schönheiten, wenn man zu ohnmächtig für große ist; man ahmt täuschend Fauteuils und Sammet nach, wenn man nicht mehr die Physiognomie des auf diesem Sammet und in diesem Fauteuil sitzenden Menschen malen kann. Ist man jedoch einmal bis zu dieser Wahrheit der materiellen Form herabgestiegen, so ist man gezwungen, sie beizubehalten, denn das Publikum, welches selbst materialisirt worden, verlangt es.

Paris 1837.

Die Jahre 1802 u. 1803. — Der Génie du Christianisme. — Der angekündigte Sturz. — Grund des endlichen Successes.

Indessen beendigte ich den „Génie du Christianisme.“ Lucian Bonaparte wünschte einige Probebogen davon zu sehen; ich theilte sie ihm mit und er versah sie mit eben nicht sehr geistreichen Randbemerkungen.

Obgleich der Beifall, den mein großes Werk fand, eben so glänzend war, als der des kleinen Romans „Atala,“ so wurde es doch auch sehr heftig angegriffen

Es war ein ernstes Werk, in dem ich nicht mehr die Grundsätze der vormaligen Literatur und Philosophie durch einen Roman bekämpfte, sondern in dem ich sie mit Gründen und Thatsachen angriff. Die Anhänger Voltaire's schrieen auf und liefen zu den Waffen. Frau von Staël täuschte sich über die Zukunft meiner religiösen Studien; man brachte ihr das unaufgeschnittene Werk, sie fuhr mit dem Finger zwischen die Blätter, schlug das Kapitel „De la virginité“ auf, und sagte zu Herrn Adrian von Montmorency, der sich eben bei ihr befand: Ach, der arme Chateaubriand! er muß zu Grunde gehen!" Der Abbé von Boullogne, der einige Theile des Werks, ehe es gedruckt wurde, in die Hände bekam, sagte zu einem Buchhändler, der ihn um Rath fragte: „Wollen Sie sich ruiniren, so drucken Sie es," und der nämliche Abbé von Boullogne hat das Buch seitdem so glänzend gelobt.

Es schien in der That Alles meinen Sturz anzukündigen. Wie konnte ich, ein Schriftsteller ohne Namen und ohne Lobredner, hoffen, den Einfluß Voltaire's zu vernichten, welcher seit mehr als einem halben Jahrhunderte dominirte, Voltaire's, der das ungeheure, von den Encyclopädisten vollendete und von allen berühmten Männern Europa's befestigte Werk errichtet hatte? Wie? Diderot, Dalembert, Duclos, Dupuis, Helvetius, Condorcet sollten Männer ohne Autorität sein? Wie? die Welt sollte zu der Legende zurückkehren und ihre Bewunderung für die Meisterwerke der Wissenschaft und des Verstandes aufgeben? Konnte ich jemals eine Sache gewinnen, welche das mit seinen Bannstrahlen bewaffnete Rom, die mit ihrer Macht ausgerüstete Geistlichkeit nicht hatte retten

können? eine Sache, welche der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, unterstützt durch die Aussprüche des Parlaments, durch die bewaffnete Macht und durch das Wort des Königs vergeblich vertheidigt hatte? War es nicht eben so lächerlich als verwegen von einem unbekannten Manne, sich einer philosophischen Bewegung zu widersetzen, welche so unwiderstehlich war, daß sie die Revolution hervorgerufen hatte? Es war spaßhaft, einen Zwerg seine kleinen Aermchen anstrengen zu sehen, um den Fortschritt des Jahrhunderts zu hemmen, die Civilisation aufzuhalten und das Menschengeschlecht zu Rückschritten zu zwingen. Gott sei Dank! es bedurfte nur eines Wortes, um den wahnsinnigen Thoren zu zermalmen! Auch erklärte Herr Ginguené, als er den „Génie du Christianisme" in der „Décade" durchhechelte: die Kritik komme zu spät, da mein Gewäsch schon vergessen sei. Er sagte dies fünf oder sechs Monate nach dem Erscheinen eines Werks, welches der Angriff der ganzen französischen Akademie bei Gelegenheit der Decennalpreise nicht hat unterdrücken können.

Ich gab den „Génie du Christianisme" mitten unter den Trümmern unserer Tempel heraus. Die Gläubigen hielten sich für gerettet; man fühlte damals das Bedürfniß des Glaubens, eine Sehnsucht nach den Tröstungen der Religion, welche ihren Grund in der langjährigen Entbehrung dieser Tröstungen hatte. Welcher übernatürlichen Kraft bedurfte es, um so vieles Mißgeschick zu ertragen! Wie viele der Ihrigen beraubte Familien suchten bei dem Vater der Menschen die Kinder, die sie verloren hatten! Wie viele gebrochene Herzen, wie viele ver-

waiste Seelen riefen nach einer göttlichen Hand, die sie heilte! Man strömte in die Gotteshäuser, wie man sich während einer ansteckenden Krankheit in das Haus eines Arztes drängt. Die Opfer unserer Unruhen (und wie viele Gattungen von Opfern gab es nicht!) flüchteten zum Altare, wie Schiffbrüchige sich an den Felsen anklammern, auf dem sie Rettung zu finden hoffen!

Bonaparte, welcher damals seine Macht auf die wichtigste Basis der Gesellschaft zu gründen wünschte, hatte sich eben dem römischen Hofe genähert und legte anfangs dem Erscheinen eines Werkes, welches der Popularität seiner Pläne förderlich war, kein Hinderniß in den Weg. Er hatte mit den Männern seiner Partei und mit erklärten Gegnern der Gottesverehrung zu kämpfen, und es war ihm daher lieb, nach Außen durch die Meinung vertheidigt zu werden, welche der „Génie du Christianisme" hervorrief. Später bereute er seinen Mißgriff: mit den religiösen Ideen waren auch die wahrhaft monarchischen Ideen gekommen.

Eine Episode des „Génie du Christianisme," welche damals weniger Aufsehen machte, als Atala, hat einen der Charaktere der modernen Literatur festgestellt; wenn aber „René" nicht geschrieben wäre, ich würde ihn jetzt nicht mehr schreiben; ja wäre es mir möglich, ihn noch zu vernichten, so würde ich es thun. Es ist eine ganze Familie von René's in Versen und in Prosa aufgeschossen; man hörte nichts als klägliche und unzusammenhängende Phrasen; man sprach von nichts, als von Stürmen und Gewittern, von unbekannten Worten, die man den Wolken und der Nacht preisgab. Es gab keinen der Schule ent-

laufenen Federfuchser, der sich nicht eingebildet hätte, der unglücklichste Mensch zu sein, keinen Knaben, der im sechzehnten Jahre nicht schon das Leben erschöpft, der nicht geglaubt hätte, von seinem Genie gequält zu werden, der sich in dem Abgrunde seiner Gedanken nicht dem „Unbegrenzten seiner Leidenschaften" hingegeben hätte, der sich nicht vor die bleiche, haarlose Stirn geschlagen und die verblüfften Menschen nicht über ein Unglück in Erstaunen gesetzt hätte, dessen Namen weder er, noch sie anzugeben wußten.

In René hatte ich ein Gebrechen meines Jahrhunderts dargestellt; aber es war eine andre Narrheit der Romanschreiber, daß sie die Schmerzen über Alles hatten allgemein machen wollen. Die allgemeinen Gefühle, welche den Grund der menschlichen Natur bilden: Aeltern- und Kindesliebe, Freundschaft, Liebe, sind unerschöpflich; aber die besonderen Arten des Gefühls, die Individualitäten des Geistes und des Charakters können sich nur in großen und massenhaften Gemälden entwickeln. Die kleinen, verborgenen Winkel des menschlichen Herzens sind ein beschränktes Feld; es bleibt nach der Hand, welche dieses Feld zuerst abgemäht hat, nichts mehr darauf zu erndten. Eine Krankheit des Geistes ist kein bleibender und natürlicher Zustand; man kann sie nicht wieder erzeugen, man kann keine Literatur daraus bilden, keinen Gebrauch davon machen, wie von einer allgemeinen Leidenschaft, welche nach dem Belieben der Künstler, die sie bearbeiten und ihre Form verändern, fortwährend modificirt wird.

Wie dem auch sei, die Literatur nahm die Färbung

meiner religiösen Gemälde an, wie man bei den Behörden die Phraseologie meiner Schriften über städtische Angelegenheiten beibehalten hat; die „Monarchie selon la Charte" ist die erste Grundlage unsrer repräsentativen Regierung gewesen, und mein Artikel im „Conservateur" über die moralischen und materiellen Interessen hat diese beiden Bezeichnungen in die Politik gebracht.

Mehrere Schriftsteller erzeigten mir die Ehre, „Atala" und „René" nachzuahmen, so wie die Kanzel meine Schilderungen der Missionen und der Wohlthaten des Christenthums entlehnte. Die Stellen, in denen ich beweise, daß unser erweiterter Kultus, indem er die heidnischen Götter aus den Wäldern vertrieb, die Natur der Einsamkeit zurückgegeben hat; die Paragraphen, in denen ich von dem Einflusse unsrer Religion auf unsre Art zu sehen und zu schildern spreche, wo ich die in der Poesie und in der Beredtsamkeit eingetretenen Veränderungen untersuche; die Kapitel, welche ich den Nachforschungen über die in die dramatischen Charaktere des Alterthums eingeführten fremden Elemente gewidmet habe, haben den Grund zur neuen Kritik gelegt. Die Personen Racine's sind, wie ich schon sagte, Griechen im christlichen Gewande und dies hatte man nicht begriffen.

Wenn die Wirkung des „Génie du Christianisme" nichts gewesen wäre, als eine Reaction gegen die Lehren, denen man das Unglück der Revolution zuschrieb, so würde diese Wirkung mit dem Verschwinden der Ursache aufgehört und nicht bis zu dem Augenblicke gedauert haben, wo ich schreibe. Aber der Einfluß dieses Werkes auf die Meinungen beschränkte sich nicht auf eine vorübergehende

Wiederbelebung einer Religion, die man begraben wähnte, sondern er brachte eine dauernde Umwandlung hervor. Wenn sie in dem Werke Neuerungen im Style fanden, so enthielt es auch eine neue Lehre; der Grund war verändert, wie die Form; der Atheismus und der Materialismus waren nicht mehr die Basis des Glaubens oder des Unglaubens der jungen Geister; die Idee Gottes und der Unsterblichkeit der Seele erhielt ihre Herrschaft wieder und daraus entstand eine Umänderung in der Kette der Ideen, welche aus einander entspringen. Man war nicht mehr durch ein antireligiöses Vorurtheil an seinen Platz gebannt; man glaubte nicht mehr genöthigt zu sein, eine in philosophische Bänder gewickelte Mumie des Nichts zu bleiben; man erlaubte sich, jedes System zu prüfen, so absurd es auch war, wäre es selbst ein christliches gewesen.

Außer den Gläubigen, welche auf die Stimme ihres Hirten zurückkehrten, bildeten sich durch dieses Recht der freien Prüfung andere Gläubige aus freiem Antriebe. Nehmt Gott zum Grundsatz der Dinge an und das Wort wird folgen: der Sohn muß nothwendig vom Vater geboren werden.

Der Anstoß, den der „Génie du Christianisme" den Geistern gab, brachte das achtzehnte Jahrhundert aus dem Gleise und warf es auf immer aus seiner Bahn. Man begann von neuem oder vielmehr nicht von neuem, die Quellen des Christenthums zu studiren, indem man die Kirchenväter wieder las (angenommen, daß man sie schon einmal gelesen hatte); man staunte, als man so viele merkwürdige Thatsachen, so viel philosophische Kenntniß,

so viele und mannichfaltige Schönheiten des Styls, so viele Ideen darin fand, welche in einer mehr oder weniger bemerkbaren Stufenfolge den Uebergang von der alten zu der neuen Gesellschaft bildeten.

Neben der zusammenstürzenden Welt des Heidenthums erhob sich ehemals, gleichsam außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, eine andere Welt, Zuschauerin dieser großen Schauspiele, arm, abgesondert, einsam und sich in die Angelegenheiten des Lebens nur mischend, wenn man ihrer Lehren oder ihres Beistandes bedurfte. Es war ein merkwürdiger Anblick, diese ersten Bischöfe zu sehen, welche fast durchgängig mit dem Namen der Heiligen oder Märtyrer beehrt worden sind, diese einfachen Priester, welche die Reliquien und die Gottesäcker überwachten, diese Mönche in ihren Klöstern oder Einsiedler in ihren Höhlen, welche den Frieden, Sittlichkeit und Menschenliebe predigen, während Alles Krieg, Verderbniß und Barbarei war; welche von den römischen Tyrannen zu zu den Anführern der Tataren und der Gothen wanderten, um der Ungerechtigkeit Jener und der Grausamkeit dieser zu steuern; welche mit einem hölzernen Kreuze und einem Worte des Friedens Armeen aufhielten; die, obgleich die schwächsten Menschen, die Welt gegen Attila schützten; die zwischen zwei Welten standen, um das Band zwischen ihnen zu bilden, um die letzten Augenblicke einer sterbenden Gesellschaft zu trösten und die ersten Schritte einer in der Wiege liegenden Gesellschaft zu stützen.

Der „Génie du Christianisme“ (Fortsetzung). — Fehler des Werks.

Unmöglich konnten die im „Génie du Christianisme“ entwickelten Wahrheiten ohne eine fühlbare Einwirkung auf die Umgestaltung der Ideen bleiben. Auf dieses Werk gründet sich noch jetzt der herrschende Geschmack an den Gebäuden des Mittelalters; ich bin es gewesen, welcher das neue Jahrhundert zur Bewunderung der alten Tempel aufgerufen hat. Wenn man meine Ansicht mißverstand: wenn es nicht wahr ist, daß unsere Kirchen sich der Schönheit des Parthenon genähert haben; wenn es falsch ist, daß diese Gotteshäuser uns in ihren steinernen Dokumenten ungekannte Dinge lehren; wenn es Unsinn ist, zu behaupten, daß diese Denkmale von Granit uns Dinge offenbaren, welche den gelehrten Benedictinern entgangen sind, wenn man über das beständige Wiederkauen des Gothischen vor Langeweile umkommt, so ist es nicht meine Schuld. Uebrigens weiß ich, was dem „Génie du Christianisme“ in Bezug auf die Kunst fehlt; dieser Theil meines Werkes ist sehr mangelhaft, weil ich im Jahre 1800 die Kunst noch nicht kannte; ich hatte weder Italien, noch Griechenland, noch Aegypten gesehen. Ebenso habe ich die Lebensbeschreibungen der Heiligen und die Legenden nicht hinlänglich benutzt, obgleich sie mir vortrefflichen Stoff darboten; wenn man mit Geschmack daraus wählte, konnte man eine reiche Ernte darin halten. Dieses Feld der Reichthümer der Phantasie des Mittelal-

ters übertrifft an Fruchtbarkeit die Metamorphosen Ovids und die milesischen Märchen. Es giebt ferner in meinem Werke beschränkte oder falsche Urtheile, wie das über Dante, dem ich später eine glänzende Huldigung dargebracht habe.

Vom ernsten Gesichtspunkte aus habe ich den „Génie du Christianisme" in meinen „historischen Studien" vervollständigt, eine meiner Schriften, von der man am wenigsten gesprochen und die man am häufigsten bestohlen hat.

Der Beifall, den „Atala" fand, hatte mich entzückt, weil mein Geist noch frisch war; der des „Génie du Christianisme" war mir peinlich; ich war gezwungen, meine Zeit für wenigstens unnütze Correspondenzen und fremdartige Höflichkeiten aufzuopfern. Eine vorgebliche Bewunderung entschädigte mich nicht für die Unannehmlichkeiten, welche einen Mann erwarten, dessen Name in den Mund des Volkes gekommen ist. Welches Gut kann uns die Ruhe ersetzen, die wir verloren haben, indem wir das Publikum in unsre Häuslichkeit einführen? Dazu kommen die Störungen, mit denen die Musen Diejenigen heimzusuchen pflegen, die sich ihrem Dienste weihen, die Verlegenheiten eines sorglosen Charakters, die Unfähigkeit zum Gelderwerb, der Verlust der Erholungsstunden, eine ungleiche Stimmung, lebhafte Eindrücke, grundlose Traurigkeiten, Freuden ohne Ursache: wer würde wohl, wenn es in seiner Macht stünde, für diesen Preis die unsicheren Vortheile eines Rufs erkaufen, dessen Erlangung zweifelhaft ist, der uns lebenslang streitig gemacht wird, den die

Nachwelt am Ende nicht bestätigt, und der mit dem Tode auf immer für uns verloren ist?

Der literarische Streit über die Neuheit des Styls, welcher über „Atala" entstanden war, erneuerte sich beim Erscheinen des „Génie du Christianisme."

Ein charakteristischer Zug der kaiserlichen und selbst der republikanischen Schule ist zu erwähnen: während die Gesellschaft im Guten oder im Bösen vorwärts schritt, blieb die Literatur stehen; sie gehörte ihrer Zeit nicht an, denn sie blieb der Veränderung der Ideen fremd. In der Komödie wurden, wie ich schon bemerkt habe, die Rollen des Gutsherrn, der Colin, der Babetten, oder die Intriguen der Salons, die man nicht mehr kennt, vor rohen und blutdürstigen Menschen, vor den Zerstörern der Sitten, deren Bild man ihnen vorführte, gespielt; in der Tragödie beschäftigte sich ein plebejisches Parterre mit den Familien der Adeligen und der Könige.

Zwei Dinge hielten die Literatur im achtzehnten Jahrhunderte auf: die Gottlosigkeit, die sie durch Voltaire und die Revolution erhalten hatte, und der Despotismus, mit dem Bonaparte sie behandelte. Das Staatsoberhaupt fand seinen Nutzen in dieser untergeordneten Bildung, die er in die Kaserne verwiesen hatte, die das Gewehr vor ihm präsentirte, welche zum Vorschein kam, sobald „Ins Gewehr!" gerufen wurde, welche in Reihe und Glied marschirte und wie Soldaten manövrirte. Alle Unabhängigkeit erschien ihm als Empörung gegen seine Macht; er wollte ebeu so wenig einen Aufstand der Worte und der Ideen dulden, als eine Insurrection. Er hob die Habeascorpusacte für die Gedanken wie für die individuelle

Freiheit auf. Wir müssen noch hinzufügen, daß das Volk, welches der Anarchie müde war, das Joch der strengen Regel gern wieder auf sich nahm.

Die Literatur, welche die neue Aera bezeichnet, hat nur vierzig bis fünfzig Jahre nach der Zeit regiert, deren Ausdruck sie war. Während dieses halben Jahrhunderts ist sie nur von der Opposition benutzt worden. Frau von Staël, Benjamin Constant, Lemercier, Bonald und ich waren die Ersten, welche diese Sprache gesprochen haben. Die Veränderung in der Literatur, deren sich das neunzehnte Jahrhundert rühmt, hat es der Emigration und dem Exil zu danken; Herr von Fontanes war es, welcher diese Vögel einer anderen Gattung als die seinige ausbrütete, weil er, auf das siebzehnte Jahrhundert zurückgehend, die Kraft dieser fruchtbaren Zeit angenommen und die Unfruchtbarkeit des achtzehnten verloren hatte. Der Theil des menschlichen Geistes, welcher sich mit den transcendentalen Materien beschäftigte, hielt allein mit der Civilisation gleichen Schritt; zum Unglück war der Ruhm der Gelehrsamkeit nicht fleckenlos: die Laplace, die Lagrange, die Monge, die Chaptal, die Berthollet, alle diese ausgezeichneten Männer, welche früher stolze Demokraten waren, wurden die demüthigsten Diener Napoleons. Zur Ehre der Wissenschaft muß man es sagen: die neue Literatur war frei, die Wissenschaft servil; der Charakter entsprach nicht dem Geiste, und Diejenigen, deren Gedanken sich bis in den höchsten Himmel erhoben hatten, konnten ihren Geist nicht über die Füße Napoleons erheben; sie behaupteten Gott entbehren zu können und deshalb bedurften sie eines Tyrannen.

Der napoleonische Klassiker war der Genius des neunzehnten Jahrhunderts mit der Perrücke Ludwigs XIV. oder mit der Frisur aus der Zeit Ludwigs XV. Bonaparte verlangte, daß die Personen aus der Revolution nicht anders als im Staatskleid und mit den Degen an der Seite bei Hofe erschienen. Man sah nicht das gegenwärtige Frankreich; es war keine Ordnung, sondern es war Disciplin. Auch gab es nichts Langweiligeres als diese bleiche Auferstehung der früheren Literatur. Diese kalte Nachahmung, dieser inproductive Anachronismus verschwand, als die neue Literatur durch den „Génie du Christianisme" mit Geräusch hereinbrach. Der Tod des Herzogs von Enghien hatte, indem er mich zur Seite warf, den Vortheil für mich, daß ich in der Einsamkeit meiner besonderen Inspiration folgen konnte und daß er mich abhielt, mich in das reguläre Fußvolk des alten Pindus einzureihen; ich verdankte meiner moralischen Freiheit meine intellectuelle Freiheit.

Paris 1838.

Durchgesehen im December 1847.

Reise nach dem südlichen Frankreich (1802.)

Ein in Avignon erschienener Nachdruck des „Génie du Christianisme" rief mich im October 1802 nach dem südlichen Frankreich. Ich kannte bisher nur meine arme

Bretagne und die Provinzen des Nordens, durch welche mich der Weg geführt hatte, als ich mein Vaterland verließ. Ich sollte die Sonne der Provence sehen, den Himmel des Südens, der mir einen Vorgeschmack von Italien und Griechenland geben konnte, wohin meine Sehnsucht und die Muse mich trieben. Ich war in einer glücklichen Stimmung, mein Ruf machte mir das Leben leicht; in dem ersten Rausche der Berühmtheit tauchen mancherlei Träume auf, und die Augen füllen sich zuerst voll Entzücken mit dem aufgehenden Lichte; wenn aber dieses Licht verlöscht, läßt es uns in der Dunkelheit zurück; wenn es dauert, macht die Gewohnheit, es zu sehen, bald unempfindlich dagegen.

Lyon machte mir außerordentliche Freude. Ich fand hier die Werke der Römer wieder, die ich nicht gesehen hatte, seit ich im Amphitheater zu Trier einige Blätter aus „Atala," die ich in meinem Tornister bei mir führte, durchlas. Ueber die Saone fuhren von einem Ufer zum andern mit Leinwand bedeckte Barken, an denen in der Dunkelheit ein Licht befestigt war und die von Frauen geführt wurden. Eine Schifferin von achtzehn Jahren, die mich an Bord genommen hatte, suchte bei jedem Ruderschlage ein Blumenbouket besser zu befestigen, das an ihrem Hute nicht haften wollte. Des Morgens wurde ich von dem Tone der Glocken geweckt. Die an den Bergen hängenden Klöster schienen ihre Einsiedler wieder erhalten zu haben. Der Sohn des Herrn Ballanche, nach Herrn Migneret Eigenthümer des „Génie du Christianisme," war mein Wirth, und er ist mein Freund geworden. Wer kennt jetzt nicht den christlichen Philosophen, dessen Schriften

von der ruhigen Klarheit strahlen, auf denen man gern den Blick wie auf dem Glanze eines befreundeten Sternes am Himmel weilen läßt.

Am 27. October wurde das Postschiff, auf dem ich nach Avignon fuhr, durch einen Sturm genöthigt, bei Tain anzuhalten. Ich glaubte in Amerika zu sein. Der Rhone erinnerte mich an meine großen wilden Ströme. Ich hatte mich in einem kleinen Gasthofe am Ufer des Flusses eingenistet; ein Rekrut stand im Winkel am Feuer mit dem Tornister auf dem Rücken, er wollte sich zur italienischen Armee begeben. Ich schrieb auf dem Blasebalg des Kamins, der Wirthin gegenüber, welche schweigend vor mir saß und aus Achtung für den Reisendem dem Hunde und der Katze Ruhe gebot. Was ich schrieb, war ein Artikel, den ich schon fast vollendet hatte, während wir den Rhone herabfuhren und der sich auf die „Legislatur primitive“ des Herrn von Bonald bezog. Ich sah voraus, was seitdem geschehen ist: „Die französische Literatur,“ schrieb ich, „wird ein andres Ansehen bekommen; mit der Revolution werden andere Ideen, andere Ansichten der Dinge und der Menschen entstehen. Es ist leicht vorauszusehen, daß die Schriftsteller sich theilen werden. Einige werden sich bemühen, die alten Wege zu verlassen; andere dahin trachten, den alten Mustern zu folgen, aber immer indem sie sie in einem neuen Lichte zeigen. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß die Letzteren endlich den Sieg über ihre Gegner davontragen werden, weil sie sich auf die großen Traditionen und auf die großen Männer stützen und mithin sicherere Führer und ergiebigere Quellen haben.“

Die Zeilen, welche meine Reisekritik beschließen, sind zur Geschichte geworden; mein Geist hielt von jetzt an mit meinem Jahrhunderte gleichen Schritt.

Als ich am Tage vor Allerheiligen nach Avignon kam, bot mir ein Knabe Bücher an, die er zum Verkauf herumtrug; ich kaufte von ihm sogleich drei verschiedene nachgedruckte Ausgaben eines kleinen Romans unter dem Titel „Atala.“ Indem ich aus einer Buchhandlung in die andre ging, entdeckte ich den Nachdrucker, der mich nicht kannte. Er verkaufte mir vier Bände des „Génie du Christianisme“ für den wohlfeilen Preis von neun Franken und rühmte mir zugleich sowohl das Werk als den Verfasser. Er bewohnte ein schönes Haus mit einem Garten. Ich glaubte ihn in seinem Neste gefangen zu haben; aber nach vierundzwanzig Stunden war es mir unangenehm, dem Gelde nachzulaufen und ich verglich mich fast um nichts mit dem Betrüger.

Ich besuchte Frau von Janson, eine kleine, dürre, aber entschlossene Frau, die auf ihrer Besitzung sich mit dem Rhone herumschlug, mit den Uferbewohnern Flintenschüsse wechselte und sich gegen die Jahre vertheidigte.

Die Reisen über die Alpen begannen ehedem in Avignon, welches den Eingang nach Italien bildete.

In der Kirche der Franziskaner befand sich das Grab der Madonna Laura; Franz I. befahl es zu öffnen und begrüßte die unsterblich gewordene Asche. Der Sieger von Marignan ließ auf das neue Grabmal, welches er errichten ließ, folgende Grabschrift setzen:

En petit lieu compris vous pouvez voir
Ce qui comprend beaucoup par renommée:

. . . .

O gentille ame, estant fort estimée
Qui te pourra louer qu'en se taisant?
Car la parole est toujours réprimée
Quand le sujet surmonte le disant*).

Was man auch sagen möge, der „Vater der Wissenschaft," der Freund Benvenuto Cellini's, Leonardo da Vinci's, Primaticcio's, der König, dem wir die Diana, die Schwester des Apolls von Belvedere und die heilige Familie von Raphael verdanken, der Sänger Laura's, der Bewunderer Petrarca's hat von den dankbaren Künsten ein Leben erhalten, welches nie untergehen wird.

Ich ging nach Vaucluse, um an der Quelle wohlriechende Blumen zu pflücken, und die erste Olive, die ein junger Olivenbaum trug:

Chiara fontana, in quel medesimo bosco
Sorgea d'un sasso; ed acque fresche et dolci
Spargea soavemente mormorando:
Al bel seggio riposto, ombroso e fresco
Ne pastori apressavan, ne bifolci,
Ma nimfe et muse a quel tenor cantando.

„Klarer Quell, in dem nämlichen Gebüsch bricht er aus einem Felsen hervor, und verbreitet seine frischen, angenehmen, leise murmelnden Wellen. In diesem schönen, schattigen und frischen Ruhebett drängen sich weder die

---

*) In kleinem Raume verschlossen sieht man hier, was durch den Ruf eine Größe geworden ist. ... O edle Seele, allgemein geachtet, wie könnte man Dich besser loben als durch Schweigen? Denn das Wort bleibt stets zurück, wenn der Gegenstand den Ausdruck überragt.

Hirten noch die Herden, aber die Nymphe und die Muse kommen singend hierher."

Petrarca hat erzählt, wie er dieses Thal fand: „Ich suchte einen verborgenen Ort," sagte er, „wohin ich mich wie in einen Hafen zurückziehen könnte, und fand ein kleines verschlossenes Thal, Vaucluse, welches ganz einsam war und in dem sich die Quelle der Sorgue, die Königin der Quellen, befand. Ich ließ mich in demselben nieder und hier war es, wo ich meine Poesien in der Sprache des Volks gedichtet, in denen ich den Kummer meiner Jugend geschildert habe."

In Vaucluse war es auch, wo er den Waffenlärm in Italien hörte, wie ich ihn bei meiner Durchreise von hier aus vernahm. Er rief aus:

Italia mia . . . . .
. . . .
O diluvio raccolto
Di che deserti strani
Per inondar i nostri dolci campi!
. . . .

Non e questo 'l terren ch' io toccai pria?
Non e questo 'l mio nido
Ove nudrito fui si dolcemente?
Non e questa la patria in ch' io mi fido,
Madre benigna e pia
Chi copre l'uno et l'altro mio parente?

„Mein Italien! ... O Zusammenfluß fremder Abenteurer, um unsere lieblichen Felder zu überschwemmen! ... Ist dies nicht der Boden, den ich zuerst berührte? Ist dies nicht das Nest, in dem ich so sorgfältig ernährt wurde?

Ist dies nicht das Vaterland, dem ich mich anvertraue, eine liebevolle, fromme Mutter, welche meine beiden Aeltern bedeckt?

Später forderte der Geliebte Laura's den Papst Urban V. auf, sich nach Rom zu begeben. „Was wollt Ihr dem heiligen Petrus antworten," sagte er mit der ihm eignen Beredtsamkeit zu ihm, wenn er Euch fragt: Wie geht es in Rom? in welchem Zustande befindet sich meine Kirche, mein Grab, mein Volk? Du antwortest nicht? Woher kommst Du? Hast Du an den Ufern des Rhone gewohnt? Ihr wurdet dort geboren, antwortet Ihr ihm. Und ich, war ich nicht in Gallilea geboren?"

Fruchtbares, jugendkräftiges, gefühlvolles Jahrhundert, dessen Bewunderung das Herz ergriff, welches der Leier eines großen Dichters gehorchte wie dem Befehle eines Gesetzgebers! Petrarca haben wir die Rückkehr des Papstes nach dem Vatikan zu danken; seine Stimme ist es, welche Raphael ins Leben gerufen und welcher der Dom Michael Angelo's seine Entstehung verdankt.

Als ich nach Avignon zurückkam, suchte ich den Palast der Päpste, und man zeigte mir die Glacière; die Revolution hat auch die berühmtesten Orte nicht verschont und die Erinnerungen der Vergangenheit müssen aus Schutthaufen hervorbrechen und über Gräbern neu erblühen. Ach, die Seufzer der Opfer ersterben sehr bald nach ihnen; sie gelangen kaum bis zu einem Echo, das sie einen Augenblick wieder aufleben läßt, wenn die Stimme, von der sie ausgegangen waren, schon verstummt ist. Aber während der Schmerzensschrei am Ufer des Rhone verhallte, hörte man in der Ferne die Töne von Petrarca's Leier;

eine einsame, dem Grabe entstiegene Canzone umgab Vaucluse forrwährend mit dem Zauber einer unvergänglichen Melancholie und mit dem Kummer um eine frühere Liebe.

Von Avignon ging ich nach Marseille. Was kann eine Stadt zu wünschen haben, an welche Cicero folgende Worte gerichtet hat, deren oratorische Wendung von Bossuet nachgeahmt worden ist: „Ich werde Dich nie vergessen, Marseille, deren Tugend auf einer so hohen Stufe steht, daß die meisten Nationen hinter Dir zurückbleiben und daß sich selbst Griechenland nicht mit Dir vergleichen kann.“ (Pro L. Flacco.) Tacitus lobt im Leben Agrikola's Marseille ebenfalls, daß es die griechische Höflichkeit mit der Sparsamkeit der lateinischen Provinzen verbinde. Eine Tochter von Hellas, die Lehrerin Galliens, durch Cicero berühmt geworden und durch Cäsar erobert: heißt dies nicht genug Ruhm in sich vereinigen? Ich eilte, Notre Dame de la Garde zu besteigen, um das Meer zu bewundern, welches von den lachenden Küsten aller im Alterthume berühmten Länder mit ihren Ruinen umschlossen wird.

Ich habe in dem gegenwärtigen Jahre 1838 diesen Berg wieder bestiegen, dieses Meer wiedergesehen, das mir jetzt so bekannt ist und an dessen Ende sich siegreich das Kreuz und das Grab erhoben. Der Mistral wehte, ich trat in das von Franz I. erbaute Fort, welches von keinem Veteran der ägyptischen Armee mehr bewacht wurde, sondern wo ein nach Algier bestimmter Conscribirter unter den dunkeln Gewölben verloren saß. In der restaurirten Kapelle herrschte tiefes Schweigen, während der Wind

draußen heulte. Ich gedachte des Gesanges der bretagnischen Matrosen an Notre Dame de Bon Secours; der Leser weiß, wann und wie ich schon dieses Klagelied meiner ersten Tage am Ocean citirt habe:

Je mets ma confiance,
Vierge, en votre secours, etc.

Welcher Ereignisse hat es bedurft, um mich wieder zu den Füßen des Sternes der Meere zu führen, dem ich schon in meiner Kindheit gewidmet war. Wenn ich diese Exvoto's, diese Bilder von Schiffbrüchen betrachtete, welche um mich her aufgehängt waren, glaubte ich die Geschichte meines Lebens zu lesen. Virgil erwähnt, daß der trojanische Held unter den Säulenhallen Karthago's von dem Anblick eines Gemäldes ergriffen wurde, welches den Brand von Troja darstellte, und der Dichter des Hamlet hat den Geist des Sängers der Dido benutzt.

Am Fuße dieses Felsens, den früher ein von Lucan besungener Wald bedeckte, habe ich Marseille nicht wieder erkannt; in seinen langen, geraden und breiten Straßen konnte ich mich nicht mehr verirren. Der Hafen lag voll Schiffe, und vor sechsunddreißig Jahren hätte ich kaum einen Nachen hier gefunden, den ein Nachkomme des Pytheas ruderte, um mich nach Cypern zu bringen, wie Joinville; im Gegensatze zu den Menschen verjüngt die Zeit die Städte. Ich hätte mein altes Marseille vorgezogen, mit seinen Erinnerungen an die Berengar, an den Herzog von Anjou, den König René, an Guise und Epernon, mit den Denkmälern Ludwigs XIV. und den Tugenden Belzunce's; die Falten auf seiner Stirn gefielen mir. Vielleicht beweine ich, indem ich die Jahre be-

dauerte, die es verloren hat, nur Diejenigen die ich gefunden. Es ist wahr, Marseille hat mich freundlich aufgenommen, aber die Nebenbuhlerin Athens ist zu jung für mich geworden.

Ich reiste durch Languedoc und Gascogne zurück. In Nimes waren die Arenen und das viereckige Haus noch nicht von ihren Anhängseln gereinigt; in diesem Jahre 1838 habe ich sie nach ihrer Ausgrabung gesehen. Ich habe auch Jean Reboul besucht. Ich mag eigentlich diese Dichterhandwerker nicht, die gewöhnlich weder Dichter noch Handwerker sind; Herr Reboul macht jedoch eine Ausnahme davon. Ich fand ihn in seiner Bäckerei und redete ihn an, ohne zu wissen, wer er war, denn ich konnte ihn von seinen Gehülfen nicht unterscheiden. Er ließ sich meinen Namen sagen und meinte dann, er wolle sehen, ob Der, den ich zu sprechen wünsche, zu Haus sei. Bald darauf kam er zurück und gab sich zu erkennen; er führte mich dann in sein Magazin, wo wir ein Labyrinth von Mehlsäcken durchwanderten und auf einer Art Leiter in ein kleines Gemach kletterten, wie in das obere Kämmerchen einer Windmühle. Hier setzten wir uns nieder und plauderten mit einander. Ich war glücklich, wie in meinem Dachkämmerchen in London und glücklicher als in meinem Ministerfauteuil in Paris. Herr Reboul nahm aus einem Schubkasten ein Manuscript und las mir kräftige Verse eines Gedichts über den jüngsten Tag vor, das er unter der Feder hatte. Ich gratulirte ihm zu seiner Religiosität und zu seinem Talent; ich erinnerte mich der schönen Verse an einen Verbannten:

Quelque chose de grand se couve dans le monde;
Il faut, ô jeune roi, que ton ame y réponde;
Oh! ce n'est pas pour rien que, calmant notre deuil,
Le ciel par un mourant fit révéler ta vie;
Que quelque temps après, de ses enfans suivie,
Aux yeux de l'univers, la nation ravie
T'éleva dans ses bras sur le bord d'un cercueil!

Ich mußte mich von meinem Wirthe trennen, nicht ohne dem Dichter die Gärten des Horaz zu wünschen. Es wäre mir lieber gewesen, wenn er an der Cascade von Tibur geträumt hätte, als daß ich sah wie er das von dem Rade über dieser Cascade zermalmte Getreide durcharbeitete. Doch Sophokles war ja auch vielleicht ein Grobschmid in Athen und Plautus in Rom der Verkündiger Rebouls in Nimes.

In Montpellier sah ich die See wieder, an die ich gern geschrieben hätte wie der allerchristlichste König an den Schweizerbund: „Meine treue Alliirte und meine große Freundin.“ Scaliger wollte aus Montpellier das „Nest für sein Alter“ machen. Es hat seinen Namen von zwei heiligen Jungfrauen erhalten: Mons puellarum; daher rührt die Schönheit seiner Frauen. Als Montpellier vor dem Cardinal Richelieu fiel, sah es die aristokratische Verfassung Frankreichs sterben.

Auf dem Wege zwischen Montpellier und Narbonne meldete sich mein Naturell wieder und ich bekam einen Anfall meiner Träumereien. Ich würde ihn vergessen haben, hätte ich nicht, wie mancher eingebildete Kranke den Tag desselben auf einem kleinen Zettelchen notirt, die einzige Notiz, die ich von jener Zeit gefunden habe, um mein Gedächtniß zu unterstützen. Diesmal war es eine

unfruchtbare mit Digitalis bedeckte Fläche, über welche ich die Welt vergaß; mein Blick glitt über dieses Meer voll rother Blumen hin und wurde nur in der Ferne durch die bläuliche Kette des Cantal aufgehalten. In der Natur sind es mit Ausnahme des Himmels, des Oceans und der Sonne nicht die außerordentlich großen Gegenstände, von denen ich begeistert werde; sie wecken in mir nur das Gefühl des Ungeheuern, welches meine Kleinheit vernichtet und nicht getröstet vor die Füße Gottes wirft. Aber eine Blume, die ich pflücke, ein kleiner Bach, der sich zwischen dem Gebüsch hindurchstiehlt, ein auffliegender Vogel, der sich vor mir niedersetzt, versenken mich in die verschiedenartigsten Träume. Ist es nicht besser, gerührt zu werden, ohne zu wissen, warum, als Interessen im Leben zu suchen, welche durch ihre Wiederholung und ihre Menge abgestumpft und erkaltet sind? Es ist jetzt alles abgenutzt, selbst das Unglück.

In Narbonne sah ich den Kanal des deux Mers.

In Toulouse erblickte ich von der Brücke über die Garonne aus die Pyrenäenlinie, die ich vier Jahre später passiren sollte; die Gesichtskreise folgen auf einander wie unsere Tage. Man wollte mir in einem Keller den ausgetrockneten Körper der schönen Paula zeigen; selig sind, die da glauben und nicht sehen!

Die verlassene Kirche von Saint-Sernin fiel mir auf wegen ihrer Architektur. Sie steht mit der Geschichte der Albigenser, die durch das von Fauriel so gut übersetzte Gedicht wieder aufgefrischt worden ist, in engster Verbindung.

Von der Zeit Simons von Montfort schreibt sich das

Verschwinden der Sprache von Oc her: „Als Simon sah, daß er Herr so vieler Länder war, vertheilte er sie unter die Edelleute, sowohl unter französische als unter andere, „atque loci leges dedimus,“ sagen die acht Erzbischöfe und Bischöfe, die ihren Namen unterzeichneten.

Gern würde ich mich, hätte ich Zeit gehabt, in Toulouse nach einem Gegenstande meiner großen Bewunderung, nach Cujas, erkundigt haben, welcher auf dem Bauche liegend, und seine Bücher um sich her ausgebreitet, schrieb. Ich weiß nicht, ob man noch seiner zwei Mal verheiratheten Tochter Susanna gedenkt. Die Beständigkeit war nicht eben Susanna's Sache, sie legte wenig Werth darauf; aber sie ernährte den einen ihrer Männer mit dem Ertrage der Untreue, welche den andern tödtete. Cujas wurde von der Tochter Franz I., Pibrac von der Tochter Heinrichs II. protegirt, Beides Margarethen aus dem Blut der Valois, jenem reinen Blute der Muse. Pibrac ist berühmt durch seine ins Persische übersetzten Verse. (Ich wohnte vielleicht im Hotel seines Vaters, des Präsidenten.) „Dieser gute Herr von Pibrac,“ sagt Montaigne, „hatte einen so angenehmen Geist, so gesunde Ansichten, so anmuthige Sitten, seine Seele stand so wenig mit unsrer Verderbniß und mit unseren Stürmen in Einklang!“ Und Pibrac hat eine Apologie der Bartholomäusnacht geschrieben!

Ich reiste schnell, ohne mich aufhalten zu können; das das Schicksal verwies mich auf das Jahr 1838, um die Stadt Raimunds von Saint-Gilles im Einzelnen zu bewundern und von den neuen Bekanntschaften zu sprechen, die ich daselbst gemacht habe, wie Herr von Lavergne, ein

Mann von Talent, Geist und Verstand, und Fräulein Honorine Gasc, die künftige Malibran. Diese Letztere erinnerte mich in meiner neuen Eigenschaft eines Dieners von Clemence Isaure an die Verse, welche Chapelle und Bachaumont auf der Insel Ambijoux bei Toulouse schrieben:

Hélas! que l'on serait heureux
Dans ce beau lieu digne d'envie,
Si, toujours aimé de Sylvie,
On pouvait, toujours amoureux,
Avec elle passer sa vie.

Möge Fräulein Honorine gegen ihre schöne Stimme auf der Hut sein! Die Talente sind toulouser Gold, sie bringen Unglück.

Bordeaux war kaum von seinen Schaffotten und seinen feigen Girondisten gereinigt. Alle Städte, welche ich sah, glichen schönen Frauen, die von einer schweren Krankheit genesen sind und kaum wieder zu athmen beginnen. In Bordeaux hatte Ludwig XIV. früher den Palast des Tutelles abtragen lassen, um das Chateau Trompettes zu bauen. Spon und seine Alterthumfreunde seufzten:

Pourquoi démolit-on ces colonnes des dieux,
Ouvrage des Césars, monument tutélaire?

Man fand kaum noch einige Ueberreste der Arenen. Wenn man für Alles was fällt ein Zeichen des Bedauerns geben wollte, müßte man zu viel weinen.

Ich schiffte mich nach Blaye ein. Ich sah dieses zur damaligen Zeit noch unbekannte Schloß, an das ich im Jahre 1833 folgende Worte richtete: „Gefangene von Blaye! ich bin tief betrübt, nichts für Ihr gegenwärtiges

Schicksal thun zu können!“ Ich ging nach Rochefort und von da nach Nantes durch die Vendée.

Diese Provinz trug wie ein alter Krieger die Verstümmelungen und Narben ihrer Tapferkeit an sich. Man sah von der Zeit geschwärzte Knochen und von den Flammen geschwärzte Ruinen. Wenn die Vendéer den Feind angreifen wollten, fielen sie auf die Knie und erhielten den Segen eines Priesters; das mit den Waffen in der Hand gesprochene Gebet wurde nicht als eine Schwäche angesehen, denn der Vendéer, welcher den Degen zum Himmel erhob, bat um den Sieg, nicht um das Leben.

Die Diligence, in die ich mich vergraben hatte, war mit Reisenden gefüllt, welche die Mordthaten und die Schändungen erzählten, mit denen sie ihr Leben in den vendéeischen Kriegen verherrlicht hatten. Das Herz schlug mir, als ich nach dem Uebergange über die Loire bei Nantes die Bretagne betrat. Ich ging längs der Mauer des Collegiums von Rennes hin, welches die letzten Jahre meiner Kindheit sah. Ich konnte nur vierundzwanzig Stunden bei meiner Gattin und meinen Kindern bleiben und kehrte dann nach Paris zurück.

Paris 1838.

Das Jahr 1802 u. 1803. — Herr von Laharpe. — Sein Tod.

Ich kam an, um einen Mann sterben zu sehen, der zu jenen ausgezeichneten Männern zweiten Ranges des acht-

zehnten Jahrhunderts gehörte, die, indem sie der Gesellschaft einen festen Rückenhalt geben, ihr zugleich Fülle und Consistenz verliehen.

Ich habe Herrn von Laharpe im Jahre 1789 gekannt; wie Flins, hegte er eine aufrichtige Liebe zu meiner Schwester, der Gräfin von Farcy. Er kam mit drei dicken Bänden seiner Werke unter seinen kleinen Armen an, und war ganz erstaunt, daß sein Ruhm nicht über die widerspenstigsten Herzen siegte. Mit lauter Stimme und aufgebrachter Miene donnerte er gegen die Mißbräuche, ließ sich bei den Ministern, bei denen ihm das Essen nicht schmeckte, ein Omelett bereiten, aß mit den Fingern, tauchte seine Manschetten in die Schüsseln und sagte den vornehmsten Männern, welche in seine Unverschämtheiten ganz vernarrt waren, die größten Grobheiten; aber im Grunde war er ein aufgeklärter Mann von geradem und bei allen seinen Leidenschaften unparteiischem Charakter; fähig das Talent zu errathen und zu bewundern, über schöne Verse oder eine schöne Handlung zu weinen und war im Grunde seines Herzens zum Ertragen der Reue geeignet. Er hat sein Ziel nicht verfehlt; ich sah ihn als muthigen Christ sterben, mit vermehrter Liebe zur Religion, ohne einen andern Stolz als den gegen die Gottlosigkeit und ohne einen andren Haß als den gegen die revolutionäre Sprache.

Bei meiner Zurückkunft aus dem Auslande hatte die Religion Herrn von Laharpe günstig für meine Werke gestimmt; seine Krankheit hinderte ihn nicht am Arbeiten, und er konnte mir daher Stellen aus einem Gedicht über die Revolution mittheilen, mit dessen Abfassung er

beschäftigt war. Man bemerkte darin einige kräftige Verse gegen die Verbrechen der Zeit und gegen die „ehrlichen Leute," die sie geduldet hatten:

> Mais s'ils ont tout osé, vous avez tout permis:
> Plus l'oppresseur est vil, plus l'esclave est infâme*).

Ohne daran zu denken, daß er krank war, mit einer weißen Mütze auf dem Kopfe und einem wattirten Jäckchen bekleidet, deklamirte er mit lauter Stimme; dann ließ er das Heft fallen und sagte so leise, daß man es kaum hörte: „Ich kann nicht mehr, ich fühle eine eiserne Klaue in meiner Seite!" Und wenn unglücklicherweise eine Magd durch das Zimmer ging, nahm er seine Stentorstimme wieder an und brüllte: „Fort! hinaus! mach die Thür zu!" Ich sagte eines Tages zu ihm: „Sie werden zum Vortheil der Religion leben bleiben." — „Ja," antwortete er mir, „das wäre recht von Gott; aber er will es nicht und ich werde in diesen Tagen sterben." Er fiel dann in seinen Lehnstuhl zurück, zog sich die Mütze über die Ohren herab und büßte seinen Stolz durch Resignation und Demuth ab.

Während eines Diners bei Migneret hörte ich ihn über sich selbst mit der größten Bescheidenheit sprechen; er erklärte, er habe nichts Ausgezeichnetes gethan, indessen glaube er, daß die Kunst und die Sprache in seinen Händen keine Rückschritte gemacht hätten.

Herr von Laharpe starb am 11. Februar 1803; der Verfasser der Saisons starb fast zur nämlichen Zeit von allen

---

*) Doch wenn sie Alles wagten, habt Ihr auch Alles erlaubt: je feiger der Unterdrücker, desto niederträchtiger ist der Sclave.

Tröstungen der Philosophie, wie Laharpe von allen Tröstungen der Religion umgeben, der Eine von Menschen, der Andere von Gott besucht.

Laharpe wurde am 12. Februar 1803 auf dem Gottesacker vor der Barrière von Vaugirard beerdigt. Als der Sarg am Rande des Grabes auf dem kleinen Erdhügel niedergesetzt worden war, der ihn bald bedecken sollte, hielt Herr von Fontanes eine Rede. Es war eine feierliche Scene; der Schnee fiel vom Himmel auf das Leichentuch, welches der Wind emporhob, um die letzten Worte der Freundschaft an das Ohr des Todten zu führen. Der Gottesacker ist zerstört und Laharpe ausgegraben worden; es war fast nichts mehr von seinen kümmerlichen Ueberresten vorhanden. Laharpe lebte mit seiner schönen Frau, die er unter dem Directorium geheirathet hatte, nicht glücklich; sein Anblick hatte einen abschreckenden Eindruck auf sie gemacht, und sie hatte ihm nie irgend ein Recht bewilligt.

Uebrigens war Laharpe, wie alles Andere, neben der immer höher aufwuchernden Revolution bedeutungsloser geworden; die berühmteren Zeitgenossen zogen sich schnell zurück von dem Repräsentanten dieser Revolution, sowie die Gefahren vor ihm ihre Macht verloren.

Paris 1838.

Die Jahre 1802 und 1803. — Zusammenkunft mit Bonaparte.

Während wir uns nur mit dem gewöhnlichen Treiben beschäftigten, schritt die Welt auf ihrem gigantischen Wege immer fort; der Mann der Zeit erstieg die höchste Stufe in der menschlichen Gesellschaft. Mitten unter ungeheuren Bewegungen, den Vorläufern der allgemeinen Umwälzung, war ich in Calais ans Land gestiegen, um in dem jedem Mitkämpfer angewiesenen Maße am allgemeinen Kampfe Theil zu nehmen. Ich kam im ersten Jahre des Jahrhunderts in das Lager, wo Bonaparte über das Geschick seiner Zeit entschied; er wurde bald darauf erster Consul auf Lebenszeit.

Als der gesetzgebende Körper im Jahre 1802 das Concordat angenommen hatte, gab Lucian, damals Minister des Innern, seinem Bruder ein Fest. Ich wurde dazu eingeladen, weil ich die christlichen Streitkräfte zusammengezogen und wieder ins Feuer geführt hatte. Sein Anblick machte einen günstigen Eindruck auf mich, denn ich hatte ihn bis jetzt nur in der Ferne gesehen. Sein Lächeln war freundlich und gewinnend; sein Auge wunderschön, besonders durch die Lage, die es unter seiner Stirn und von den Augenbraunen überwölbt, einnahm. In seinem Blicke lag noch nicht die geringste Charlatanerie, nichts Theatralisches und Affectirtes. Der „Génie du Christianisme,“ der in diesem Augenblicke viel Aufsehen machte, war auch auf Napoleon nicht ohne Wirkung ge-

blieben. Eine außerordentlich lebhafte Phantasie beseelte diesen kalten Politiker; er würde ohne die Muse nicht gewesen sein was er war; der Verstand vollendete die Ideen des Dichters. In allen den hochstehenden Männern einer großen Zeit haben sich immer zwei Naturen vermählt, denn sie müssen gleich fähig zur Inspiration wie zum Handeln sein; die erstere entwirft die Pläne, die letztere führt sie aus.

Bonaparte bemerkte und erkannte mich, an was weiß ich nicht. Als er auf mich zu kam, wußte Niemand, wen er suchte; die Reihen öffneten sich nach und nach vor ihm und Jeder hoffte, der Consul werde bei ihm stehen bleiben; er schien über diesen Irrthum fast ungeduldig zu werden. Ich verbarg mich hinter meine Nachbarn, aber Bonaparte erhob plötzlich die Stimme und sagte zu mir: „Herr von Chateaubriand!“ Bald stand ich allein, denn die Umstehenden zogen sich zurück und bildeten einen Kreis um die Sprechenden. Bonaparte knüpfte ein einfaches Gespräch mit mir an; ohne mir Schmeicheleien zu sagen, ohne müßige Fragen, ohne Einleitung sprach er sogleich von Aegypten und von den Arabern, als ob ich zu seinen Vertrauten gehörte und als ob er eine zwischen uns schon begonnene Unterhaltung nur fortsetzte. „Ich war immer überrascht,“ sagte er, „wenn ich die Sheiks mitten in der Wüste auf die Knie fallen, sich nach Osten wenden und den Sand mit ihrer Stirn berühren sah. Welchen unbekannten Gegenstand konnten sie im Osten anbeten?“

Hier unterbrach sich Bonaparte und sprang ohne Uebergang auf einen andern Gegenstand. „Das Christenthum! haben die Ideologen nicht ein astronomisches Sy-

stem daraus machen wollen? Wenn es dies wäre, glauben sie mich dadurch von der Geringfügigkeit des Christenthums zu überzeugen? Wenn es die Allegorie der Bewegung der Weltkörper, die Geometrie der Gestirne ist, so haben die Gottesläugner, sie mögen machen was sie wollen, wider ihren Willen dieser Armseligkeit noch Macht genug gelassen."

Gleich nach diesen Worten entfernte sich Bonaparte. Wie Hiob, ist in meiner Nacht ein Geist bei mir vorübergegangen; die Haare auf meinem Haupt haben sich emporgesträubt; er blieb stehen, aber ich kenne sein Gesicht nicht und habe seine Stimme nur wie einen schwachen Hauch gehört.

Mein Leben ist nichts als eine Reihe von Visionen gewesen; die Hölle und der Himmel haben sich beständig unter meinen Füßen oder über meinem Haupte geöffnet, ohne daß ich Zeit hatte, ihre Finsternisse oder ihr Licht zu ergründen. Ich bin nur ein Mal auf dem Ufer der beiden Welten dem Manne des vorigen und dem Manne den neuen Jahrhunderts, Washington und Napoleon, begegnet. Ich habe mich mit dem Einen und mit dem Andern einen Augenblick unterhalten; Beide schickten mich in die Einsamkeit zurück, der erste mit einem freundlichen Wunsche, der andre durch ein Verbrechen.

Ich bemerkte, daß Bonaparte, während er unter den Anwesenden umherging, forschendere Blicke auf mich warf, als da er mit mir sprach. Ich folgte ihm ebenfalls mit den Augen:

> Chi è quel grande, che non par che curi
> L'incendio?

„Wer ist dieser große Mann, der sich nicht um die Feuersbrunst kümmert?“ (Dante.)

Paris, 1838.

Das Jahr 1803. — Ich werde zum ersten Gesandtschaftssekretär in Rom ernannt.

In Folge dieser Zusammenkunft dachte Bonaparte für Rom an mich; er hatte mit einem einzigen Blicke erkannt, wo und wie ich ihm nützlich werden könne. Es kümmerte ihn wenig, daß ich noch nicht in den Staatsgeschäften bewandert war, daß ich kein Wort von der praktischen Diplomatie verstand; er glaubte, ein solcher Geist wisse immer und bedürfe keiner Unterweisung. Er verstand es vortrefflich, die Menschen herauszufinden; aber er wollte, daß sie nur für ihn Talent haben sollten, und machte noch die Bedingung, daß man wenig von diesem Talente sprach; auf jeden Ruhm eifersüchtig, betrachtete er ihn als eine Usurpirung des seinigen: es sollte nur einen Napoleon in der Welt geben.

Fontanes und Frau von Bacciochi erzählten mir, wie zufrieden der Consul mit „meiner Unterhaltung“ gewesen sei; ich hatte kein Wort gesprochen und dies bedeutete also, daß Bonaparte mit sich selbst zufrieden war. Sie drangen in mich, mein Glück zu benutzen. Der Gedanke, etwas zu sein, war mir nie in den Sinn gekommen, und ich schlug es also rund ab. Jetzt ließ man eine andere

Autorität sprechen, der ich nicht so leicht widerstehen konnte.

Der Abbé Emery, Vorsteher des Seminars von Saint-Sulpice kam zu mir und beschwor mich im Namen der Geistlichkeit, zum Besten der Religion die Stelle eines ersten Sekretärs bei der Gesandtschaft anzunehmen, welche Bonaparte seinem Oheim, dem Cardinal Fesch zugedacht hatte. Er gab mir zu verstehen, daß ich, da der Cardinal keinen ausgezeichneten Geist besaß, bald die ganzen Geschäfte in meine Hände bekommen werde. Ein sonderbarer Zufall hatte mich mit dem Abbé Emery bekannt gemacht. Ich war, wie man weiß, mit dem Abbé Nago und mehreren Seminaristen nach den Vereinigten Staaten gereist, und diese Erinnerung an meine Dunkelheit, an meine Jugend, an meine Reisen, die sich in meinem öffentlichen Leben reflectirte, erfüllte meine Phantasie und mein Herz. Der Abbé Emery, den Bonaparte schätzte, war sowohl von Natur, als durch sein geistliches Amt und in Folge der Revolution ein schlauer Mann, aber diese dreifache Schlauheit diente nur dazu, sein wahres Verdienst noch zu erhöhen; er war nur ehrgeizig, um Gutes zu thun, und sein Streben war nur auf das höchste Wohl seines Seminars gerichtet. Umsichtig in seinen Handlungen und seinen Worten, wäre es ganz unnütz gewesen, den Abbé Emery zu etwas zwingen zu wollen, denn er legte immer als Gegensatz für seinen Willen, von dem er nie abwich, sein Leben in Eure Hand; seine Kraft bestand darin, auf seinem Grabe sitzend Euch zu erwarten.

Sein erster Versuch war nicht glücklich, doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken und seine Beharrlichkeit be-

stimmte mich endlich. Ich nahm den Posten an, den er mir anzubieten beauftragt war, ohne im Geringsten von meiner Brauchbarkeit dazu überzeugt zu sein; ich tauge durchaus nichts in zweiter Linie. Ich hätte mich vielleicht noch geweigert, hätte nicht der Gedanke an Frau von Beaumont meinen Bedenklichkeiten ein Ziel gesetzt. Die Tochter des Herrn von Montmorin welkte dem Grabe zu, und man sagte, das Klima von Italien könne ihr heilsam sein; wenn ich nach Rom ging, würde sie sich zur Reise über die Alpen entschließen, und ich opferte mich daher der Hoffnung auf, sie zu retten. Frau von Chateaubriand wollte mir nachkommen; Joubert sprach davon, sie zu begleiten, und Frau von Beaumont reiste nach Mont d'Or, um dann am Ufer der Tiber ihre Heilung zu vollenden.

Herr von Talleyrand, welcher das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete, fertigte mir meine Bestallung aus. Ich speiste bei ihm, und er ist mir im Gedächtniß geblieben, so wie er sich im ersten Augenblicke darstellte. Uebrigens contrastirte sein feines Benehmen mit dem der gemeinen Menschen die ihn umgaben; seine Sittenlosigkeiten verliehen ihm eine große Wichtigkeit; in den Augen eines rohen Haufens erschien die Sittenverderbniß als Genie, der Leichtsinn des Charakters als Scharfsinn. Die Revolution war zu bescheiden, sie erkannte nicht genug seine Ueberlegenheit; es ist nicht das Nämliche, ob man über oder unter dem Verbrechen steht.

Ich besuchte die Geistlichen, welche den Cardinal begleiten sollten, und bemerkte unter ihnen besonders den heiteren Abbé von Bonnevie, welcher früher Almosenier bei der Armee der Prinzen gewesen war und an dem

Rückzuge von Verdun Theil genommen hatte; auch war er erster Vikar des Bischofs von Chalons gewesen. Nachdem ich mit meinen Vorbereitungen zu Stande war, trat ich die Reise an, denn ich sollte früher in Rom eintreffen, als der Oheim Napoleons.

Paris 1838.

Das Jahr 1803. — Rom.

Ich erreichte meinen Bestimmungsort am Abende des 27. Juni, zwei Tage vor dem Feste des heiligen Petrus; der Fürst der Apostel erwartete mich, wie mich später mein eingeborner Gönner in Jerusalem empfing. Ich war auf der Straße über Florenz, Siena und Radicofani gereist. Ich besuchte sogleich Herrn Cacault, an dessen Stelle der Cardinal Fesch trat, wie ich Herrn Artaud ersetzte.

Am 28. Juni fuhr ich den ganzen Tag herum; ich warf meinen ersten Blick auf das Colyseum, das Pantheon, die Trajanssäule und die Engelsburg. Am Abend führte mich Herr Artaud auf einen Ball in einem Hause in der Nähe des Sanct-Petersplatzes. Man sah von hier aus die Feuergirandole auf der Kuppel Michel Angelo's, zwischen den Walzern, welche an den offenen Fenstern vorüberwirbelten; das Feuerwerk auf dem Molo Adrians verbreitete sich über Sanct-Onofrio und über Tasso's Grab; die römische Campagna war in Schweigen, Einsamkeit und Nacht versunken.

Am folgenden Tage wohnte ich dem Gottesdienste in der Peterskirche bei. Pius VII., bleich, traurig und fromm, war der wahre Papst der Trübsal. Zwei Tage später wurde ich Seiner Heiligkeit vorgestellt, und mußte mich neben ihn setzen. Ein Band des „Génie du Christianisme" lag aufgeschlagen auf dem Tische. Der Cardinal Consalvi, von gewandtem und zugleich festem Charakter, sanft und artig bei seinem Widerstande, war die lebende altrömische Politik, ohne die Frömmigkeit der Zeit und mit der Toleranz des Jahrhunderts.

Als ich durch den Vatikan ging, betrachtete ich die Treppen, die man auf dem Rücken eines Maulthiers ersteigen kann, die mit Meisterwerken geschmückten Galerien, die Loggien, bewundert von so vielen berühmten Männern, von herrschenden und abgetretenen Königinnen und Königen, endlich von einem Volke von Pilgrimmen, welche aus allen Theilen der Welt herbeigekommen sind. Und dies Alles ist jetzt still und regungslos, ein Theater, dessen verlassene, der Einsamkeit geöffnete Bänke kaum von einem Sonnenstrahle besucht werden.

Man hatte mir gerathen, im Mondscheine spazieren zu gehen. Von der Höhe der Trinita del Monte erschienen die fernen Gebäude wie die Skizzen eines Malers, oder wie die von einem Schiffe aus gesehenen, in Duft gehüllten Küsten eines Meeres. Das Gestirn der Nacht, diese Kugel, die man für eine untergegangene Welt hält, schwamm mit ihren bleichen Wüsten über den Wüsten Roms dahin; beleuchtete Straßen ohne Bewohner, Plätze und Gärten ohne Menschen, Klöster, in denen man nicht

mehr die Stimmen der Mönche hört und die so stumm und so leer sind wie die Portiken des Colyseums.

Nicht allein das alte Italien ist nicht mehr, sondern auch das Italien des Mittelalters ist verschwunden. Indessen sind die Spuren dieser beiden Italien in der ewigen Stadt geblieben; wenn das moderne Rom seine Peterskirche und seine Meisterwerke zeigt, so setzt ihm das alte Rom sein Pantheon und seine Ruinen entgegen; wenn in diesem die Consuln vom Kapitol herabkommen, so zeigt uns jenes die Päpste auf den Vatikan. Die Tiber trennt diese beiden Berühmtheiten; in dem nämlichen Staube liegend, versinkt das heidnische Rom immer tiefer in seine Gräber, und das christliche Rom steigt nach und nach wieder in seine Katakomben hinab.

Der Palast des Cardinals Fesch. — Meine Beschäftigungen.

Der Cardinal Fesch hatte den Palast Lancelotti in der Nähe der Tiber gemiethet; ich habe seitdem im Jahre 1827 die Fürstin Lancelotti kennen gelernt. Man wies mir die obere Etage des Palastes an. Als ich diese aber betrat, sprangen mir eine solche Menge Flöhe an die Beine, daß mein weißes Beinkleid ganz schwarz wurde. Der Abbé von Bonnevie und ich ließen unsre Wohnung so gut als möglich reinigen. Ich glaubte mich wieder in meinem Hundestalle in Newroad zu befinden, und diese Erinnerung an meine Armuth mißfiel mir nicht. Nach-

dem ich im diplomatischen Kabinet installirt war, begann ich Pässe auszufertigen und mich mit anderen eben so wichtigen Dingen zu beschäftigen. Meine Handschrift war ein Hinderniß für meine Talente, und der Cardinal Fesch zuckte die Achseln, wenn er meine Unterschrift sah. Da ich in meinem luftigen Zimmer fast nichts zu thun hatte, sah ich über die Dächer hinweg in einem Hause der Nachbarschaft den Wäscherinnen zu, welche mir winkten; eine künftige Sängerin, die ihre Stimme auszubilden suchte, verfolgte mich mit ihren ewigen Trillern; ich fühlte mich glücklich, wenn ein Leichenzug vorüberkam und mir einige Erholung gewährte. Von meinem Fenster aus sah ich in der Tiefe der Straße das Begräbniß einer jungen Mutter; sie wurde mit unbedecktem Gesicht zwischen zwei Reihen weiß gekleideter Kinder getragen; ihr neugebornes, ebenfalls gestorbenes Kind lag mit Blumenkränzen geschmückt zu ihren Füßen.

Ich beging einen großen Fehler: ohne etwas zu ahnen, glaubte ich den vornehmsten Personen meinen Besuch machen zu müssen, und ging ohne Umstände zu dem Exkön'ge von Sardinien, um ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen. Dieser unerhörte Schritt machte einen furchtbaren Lärm; alle Diplomaten gaben mich auf. „Er ist verloren! er ist verloren!“ riefen die Schleppträger und die Attachés mit der Freude, die man gutmüthig bei dem Mißgeschick eines Andern, wer es auch sei, empfindet. Es gab keinen diplomatischen Gimpel, der sich nicht um die ganze Höhe seiner Dummheit über mich erhaben glaubte. Man hoffte gewiß, ich werde fallen, obgleich ich noch nichts war und für nichts zählte; aber gleichviel, es war

Jemand welcher fiel, und dies macht immer Freude. In meiner Unschuld hatte ich gar keine Ahnung von meinem Verbrechen, und wie seitdem immer würde ich nicht einen Strohhalm für irgend eine Anstellung gegeben haben. Die Könige, denen ich, wie man glaubte, eine so große Wichtigkeit beilegte, hatten in meinen Augen nur die des Unglücks. Man berichtete meine ungeheure Dummheit von Rom nach Paris; zum Glück hatte ich es mit Bonaparte zu thun, und was mich stürzen sollte, errettete mich.

Indessen, wenn es etwas Wichtiges zu sein schien, sogleich und mit einem Sprunge erster Gesandtschaftssekretär unter einem Fürsten der Kirche und dem Oheime Napoleons zu werden, so war es doch in der That nicht mehr, als wenn ich Schreiber in einer Präfectur gewesen wäre. In den Händeln, welche sich vorbereiteten, hätte ich Beschäftigung finden können; aber man weihte mich in kein einziges Geheimniß ein. Ich richtete mich vollkommen in die Geschäfte der Kanzlei ein; aber warum mußte ich meine Zeit mit Details verschwenden, die jedem Angestellten bekannt waren?

Nach meinen langen Spaziergängen und meinen häufigen Besuchen der Tiber fand ich, wenn ich nach Haus kam, keine anderen Beschäftigungen als die Scherereien des Cardinals, die junkerhaften Prahlereien des Bischofs von Chalons und die unglaublichen Lügen des künftigen Bischofs von Marokko. Der Abbé Guillon benutzte eine Aehnlichkeit der Namen, welche ebenso klangen als der seinige, und behauptete, nachdem er durch ein Wunder den Niedermetzelungen im Carmeliterkloster entgangen war,

der Prinzessin von Lamballe in la Force die Absolution gegeben zu haben; er rühmte sich, der Verfasser der Rede Robespierre's an das höchste Wesen zu sein. Ich wettete einmal, ihn dahin zu bringen, daß er sagen solle, er sei in Rußland gewesen; er gab es nicht ganz zu, aber er gestand bescheiden, daß er einige Monate in St. Petersburg zugebracht habe.

Herr von la Maisonforte, ein Mann von Geist, der sich verbarg, nahm seine Zuflucht zu mir und bald darauf stand mir Herr Bertin der ältere, der Besitzer des Journal des Débats mit seiner Freundschaft bei einer schmerzlichen Veranlassung bei. Nach der Insel Elba verwiesen, von dem Manne, der, nachdem er von der Insel Elba zurückgekommen war, ihn nach Gent trieb, hatte Herr Bertin von dem Republikaner Briot, den ich ebenfalls gekannt habe, die Erlaubniß erhalten, seine Verbannung in Italien zu beschließen; in seiner Gesellschaft besuchte ich die Ruinen von Rom und sah Frau von Beaumont sterben; zwei Dinge, die mich mit ihm befreundet haben. Ein Kritiker voll Geschmack, hat er wie sein Bruder, mir vortreffliche Rathschläge für meine Werke gegeben. Er würde ein ausgezeichnetes Rednertalent bewiesen haben, wenn er auf die Tribüne gerufen worden wäre. Er war lange Zeit Legitimist und nachdem er die Probe der Gefangenschaft im Tempel und die der Verbannung nach Elba bestanden hatte, sind seine Grundsätze im Grunde die nämlichen geblieben. Ich werde dem Gefährten meiner schlimmen Tage treu bleiben; alle politischen Ansichten der Welt würden durch das Opfer einer einzigen Stunde aufrichtiger Freundschaft zu theuer bezahlt sein; es ist genug,

wenn ich unveränderlich in meinen Ansichten beharre, so wie ich meinen Erinnerungen treu bleibe.

Gegen die Mitte meines Aufenthalts in Rom kam die Fürstin Borghese an. Ich war beauftragt, ihr Schuhe aus Paris zu übergeben; ich wurde ihr vorgestellt und sie machte in meiner Gegenwart Toilette; die neuen, schönen Schuhe, mit denen sie ihre Füße bekleidete, sollten nur einen Augenblick diese alte Erde berühren.

Endlich brachte ein Unglück mir Beschäftigung; dies ist eine Quelle, auf die man stets rechnen kann.

Paris 1838.

Durchgesehen am 22. Februar 1845.

Das Jahr 1803. — Das Manuscript der Frau von Beaumont. — Die Briefe der Frau von Caud.

Als ich Frankreich verließ, waren wir über Frau von Beaumont in großem Irrthum; sie weinte viel und ihr Testament hat bewiesen, daß sie sich dem Tode verfallen glaubte. Indessen suchten ihre Freunde, ohne einander ihre Befürchtungen mitzutheilen, sich zu beruhigen; sie hofften auf die Wunderkraft der Bäder, welche durch die Sonne Italiens vollendet werden sollte; dann trennten sie sich und schlugen verschiedene Wege ein; der Zusammenkunftsort war Rom.

Bruchstücke, welche Frau von Beaumont in Paris, in Mont d'Or und in Rom geschrieben hatte und die unter

ihren Papieren gefunden wurden, beweisen, wie der Zustand ihrer Seele war.

„Paris.

„Seit mehreren Jahren nimmt meine Gesundheit fühlbar ab. Symptome, welche ich für das Signal zur großen Reise hielt, sind eingetreten, ohne daß ich zur Abreise bereit bin. Die Illusionen vermehren sich mit den Fortschritten der Krankheit. Ich habe viele Beispiele dieser sonderbaren Schwäche gesehen, und ich bemerke, daß sie mir zu nichts nützen werden. Schon lasse ich mich verleiten, Heilmittel anzuwenden, welche eben so unangenehm als nutzlos sind, und ich werde ohne Zweifel eben so wenig Kraft haben, mich gegen die energischen Mittel zu schützen, mit denen man nicht unterläßt Diejenigen zu quälen, welche an einer Brustkrankheit gestorben sind. Wie alle Uebrigen, werde ich mich der Hoffnung überlassen; der Hoffnung! kann ich denn noch wünschen zu leben? mein vergangenes Leben ist eine Reihe von Unglücksfällen gewesen, mein gegenwärtiges ist voll Angst und Unruhe; die Ruhe der Seele hat mich auf immer verlassen. Mein Tod wird für Einige ein vorübergehender Schmerz, für Andere ein Glück und für mich das größte Glück sein.

„Am 21. Floreal, 10. Mai, dem Jahrestage des Todes meiner Mutter und meines Bruders, werde ich, die Letzte und die Unglücklichste, sterben.

„Ach, warum habe ich nicht den Muth zu sterben? Diese Krankheit, die ich fast schwach genug war zu fürchten, hat einen Stillstand gemacht, und vielleicht bin ich

verurtheilt, lange zu leben; ich glaubte jedoch, ich würde mit Freuden sterben; mein Leben ist nicht werth, daß es mich einen Seufzer kostet.

„Niemand hat mehr Grund als ich, sich über die Natur zu beklagen; sie hat mir Alles verweigert und doch hat sie mir das Gesicht für Alles gegeben, was mir fehlt. Es giebt keinen Augenblick, in dem ich nicht die Last der gänzlichen Mittelmäßigkeit fühle, zu der ich verurtheilt bin. Ich weiß, daß die Zufriedenheit mit sich selbst und das Glück zuweilen der Lohn dieser Mittelmäßigkeit sind, über die ich mich so bitter beklage; aber da ihr die Natur nicht das Geschenk der Illusionen beigefügt hat, ist sie eine Qual für mich geworden. Ich gleiche einem gefallenen Wesen, welches nicht vergessen kann, was es verloren hat und dem es an Kraft fehlt, es wieder zu erlangen. Dieser gänzliche Mangel an Illusionen macht mich auf tausend verschiedene Arten unglücklich. Ich beurtheile mich wie ein Gleichgültiger mich beurtheilen könnte und sehe meine Freunde so wie sie sind. Mein einziger Werth besteht in einer außerordentlichen Güte, welche weder thätig genug ist, um gewürdigt zu werden, noch um wirklichen Nutzen zu schaffen, und um deren ganzen Genuß mich die Unruhe meines Charakters bringt, sie verursacht mir mehr Schmerz bei den Leiden Anderer, als sie mir Mittel giebt, sie zu haben. Indessen verdanke ich ihr die wenigen wahren Freuden, die ich in meinem Leben gehabt habe; ich verdanke es ihr besonders, daß mir der Neid, dieser gewöhnliche Begleiter der gefühlten Mittelmäßigkeit, unbekannt geblieben ist.“

Mont d'Or.

„Ich hatte die Absicht, in einige Details über mich einzugehen; aber vor Kummer entfällt die Feder meiner Hand.

„Alles was meine Lage Schmerzliches und Peinliches hat, würde sich in Glück verwandeln, wenn ich gewiß wäre, mein Leben in einigen Monaten zu beendigen.

„Hätte ich die Kraft, selbst meinem Kummer das einzige Ziel zu setzen, welches er haben kann, so würde ich sie nicht dazu verwenden; ich würde dadurch meinem Zwecke entgegen handeln, indem ich einen Maßstab für meine Leiden gäbe und eine zu schmerzliche Wunde in der Brust zurückließe, die ich für würdig gehalten habe mich in meinem Unglück zu unterstützen.

„Charlotte Corday sagte, es gäbe keine Aufopferung, welche nicht mehr Genuß gewähre, als es Mühe gekostet hat, sich dazu zu entschließen; aber sie wußte, daß sie sterben mußte, und ich kann noch lange leben. Was soll aus mir werden? wo soll ich mich verbergen? welches Grab soll ich wählen? wie soll ich die Hoffnung verhindern, in dasselbe einzudringen? welche Macht wird die Thür vermauern?

„Mich still entfernen, mich vergessen lassen, mich auf immer vergraben, dies ist die Pflicht, welche mir auferlegt ist und zu deren Erfüllung ich die Kraft zu haben hoffe. Wenn der Kelch zu bitter ist, wird mich, bin ich einmal vergessen, nichts zwingen, ihn völlig zu leeren, und vielleicht wird mein Leben gar nicht so lange dauern, als ich es fürchte.

„Ich glaube ich würde ruhiger sein, wenn ich mich über den Ort entschieden hätte, wohin ich mich zurückziehen will; aber die Schwierigkeit des Augenblicks kommt noch zu den Schwierigkeiten hinzu, die ihren Grund in meiner Schwäche haben, und eine übernatürliche Kraft muß uns werden, sollen wir kräftig gegen uns selbst auftreten, sollen wir uns eben so streng behandeln, wie ein grausamer und schonungsloser Feind es thun würde."

Rom den 28. October.

„Seit zehn Monaten habe ich nicht aufgehört zu leiden; seit sechs Monaten sind alle Symptome der Brustkrankheit und unter ihnen einige im höchsten Grade eingetreten; es fehlen nur noch die Illusionen und vielleicht habe ich diese?"

Joubert, den diese Sehnsucht nach dem Tode, von welcher Frau von Beaumont gequält wurde, ängstigte, richtete in seinen Pensées folgende Worte an sie:

„Lieben Sie und schätzen Sie das Leben, wenn nicht um seiner selbst doch um Ihrer Freunde willen. In welchem Zustande auch das Ihrige sein möge, so würde ich Sie immer lieber es fortspinnen als es zerschneiden sehen."

In dieser Zeit schrieb meine Schwester Frau von Beaumont. Ich besitze diese Correspondenz, welche der Tod in meine Hände gebracht hat. Die antike Poesie spricht von einer Nereide, die wie eine Blume über dem Abgrunde schwimmt: Lucilie war diese Blume. Wenn man ihre Briefe mit den obigen Fragmenten vergleicht, so wird man überrascht von der Aehnlichkeit der traurigen Seelenstimmung, welcher in der verschiedenen Sprache

dieser unglücklichen Engel ausgedrückt ist. Wenn ich bedenke, daß ich in Gesellschaft solcher Wesen gelebt habe, dann bin ich erstaunt nicht besser zu sein. So oft diese Zeilen zweier ausgezeichneter Frauen mir in die Hände fallen, werde ich von tiefem Schmerze ergriffen.

Lascardais den 30. Juli.

„Ich habe mich so sehr gefreut, endlich einen Brief von Ihnen zu erhalten, Madame, daß ich mir nicht die Zeit genommen habe, mir das Vergnügen zu machen, ihn ohne Unterbrechung bis zu Ende zu lesen; sobald ich nur einen Theil davon gelesen hatte, lief ich fort, um allen Bewohnern dieses Schlosses zu sagen, daß ich Nachricht von Ihnen erhalten habe, ohne zu bedenken, daß meine Freude hier wenig Theilnahme findet und daß sogar Niemand wußte, daß ich mit Ihnen in Briefwechsel stand. Da ich mich von lauter kalten Gesichtern umgeben sah, ging ich wieder in mein Zimmer, um mich allein zu freuen. Ich nahm Ihren Brief wieder zur Hand, aber, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, obgleich ich ihn mehr als einmal durchgelesen, so weiß ich doch nicht Alles was er enthält. Die Freude welche ich jedesmal empfinde, wenn ich dieses so oft ersehnte Blatt vor mir sehe, schadet der Aufmerksamkeit, die ich ihm schuldig bin.

„Sie wollen also reisen, Madame? Vergessen Sie, wenn Sie sich wieder in Mont d'Or befinden, Ihre Gesundheit nicht; widmen Sie ihr alle mögliche Sorgfalt, ich bitte Sie darum mit der größten Freundschaft und Liebe meines Herzens. Mein Bruder hat mir geschrieben, daß er Sie in Italien zu sehen hoffe. Das Schicksal wie

die Natur gefällt sich darin, ihn äußerst vortheilhaft von mir zu unterscheiden. Wenigstens aber werde ich meinem Bruder in dem Glücke, Sie zu lieben, nicht nachstehen; ich werde es lebenslang mit ihm theilen. Ach, wie gepreßt und niedergeschlagen ist mein Herz! Sie wissen nicht, wie wohlthuend Ihre Briefe mir sind, Madame, wie sehr sie dazu beitragen, daß ich nicht auf meine Leiden achte: Die Idee, daß Sie an mich denken und daß Sie Theil an mir nehmen, erhebt meinen Muth außerordentlich. Schreiben Sie mir also recht oft, Madame, damit ich einen Gedanken, dessen ich so sehr bedarf, nicht aufgebe.

Ich habe Herrn von Chênedollé noch nicht gesehen und wünsche sehr, daß er er kommen möge. Ich könnte von Ihnen und von Herrn Joubert mit ihm sprechen, und dies würde eine große Freude für mich sein. Erlauben Sie, Madame, daß ich Ihnen nochmals Ihre Gesundheit anempfehle, deren schlimmer Zustand mich betrübt und fortwährend beschäftigt. Warum lieben Sie sich gar nicht? Sie sind so liebenswürdig und Jedermann so theuer; es würde daher unrecht von Ihnen sein, wollten Sie nicht recht viel für Sich thun. „Lucilie."

„Den 2. September.

„Was Sie mir über Ihre Gesundheit schreiben, Madame, ängstiget und betrübt mich; indessen werde ich beruhigt, wenn ich an Ihre Tugend denke und wenn ich erwäge, daß Sie zwar sehr zärtlich, daß Sie aber voll Leben sind.

„Ich bedaure es außerordentlich, daß Sie sich in

einem Lande befinden, das Ihnen mißfällt. Ich wünschte, ich könnte Sie von Gegenständen umgeben sehen, die geeignet sind Sie zu zerstreuen und aufzuheitern. Ich hoffe, daß Sie sich nach der Wiedererlangung Ihrer Gesundheit mit der Auvergne aussöhnen werden; es giebt keinen Ort, welcher Augen wie den Ihrigen nicht irgend eine Schönheit bieten könnte. Ich wohne jetzt in Rennes und befinde mich in meiner Einsamkeit ziemlich wohl. Wie Sie sehen, Madame, wechsle ich oft meinen Wohnort; es scheint fast, als ob ich auf der Erde nicht an meinem Platze wäre, und wirklich betrachte ich mich nicht erst seit heute als eines jener überflüssigen Geschöpfe. Ich glaube, Madame, Ihnen von meinem Kummer und von meiner Unruhe erzählt zu haben. Jetzt ist davon nicht mehr die Rede. Ich genieße einen inneren Frieden, den mir Niemand rauben kann; obgleich mein Jugendzeit vorüber ist und ich in Folge der Verhältnisse oder meiner Neigung stets ein einsames Leben geführt habe, so kannte ich doch die Welt gar nicht, habe aber endlich diese widerliche Bekanntschaft gemacht. Zum Glück ist die Ueberlegung mir zu Hülfe gekommen. Ich fragte mich, was denn diese Welt so Großes hat und worin ihr Werth liegt, da sie doch sowohl im Guten als im Bösen nie etwas Andres als ein Gegenstand des Mitleids sein kann. Ist es nicht wahr, Madame, daß das Urtheil des Menschen eben so beschränkt als sein übriges Wesen, eben so schwankend und eben so ungläubig als er unwissend ist? Alle diese guten oder schlechten Gründe haben mich dahin gebracht, das sonderbare Kleid, das ich angelegt hatte, mit Freuden von mir zu werfen; ich habe gefunden, daß ich voll Aufrichtigkeit und Kraft

bin und man kann mich nicht mehr beunruhigen. Ich arbeite also mit allen meinen Kräften daran, das Leben wieder zu ergreifen und es völlig von mir abhängig zu machen.

„Glauben Sie auch, Madame, daß ich nicht zu sehr zu bedauern bin, da mein Bruder, die bessere Hälfte meines Ichs, sich in einer angenehmen Lage befindet, da ich noch Augen habe, um die Schönheiten der Natur bewundern zu können, einen Gott zur Stütze und ein Herz voll Frieden und froher Erinnerungen zum Asyl. Wenn Sie die Güte haben wollen, mir fortwährend zu schreiben, Madame, so wird dies mein Glück sehr vermehren."

Das Geheimnißvolle des Styls, welches man überall fühlt und nirgends sieht, die Andeutung einer schmerzlich bevorzugten Natur, die Offenheit eines Mädchens, die man in ihren ersten Jugendjahren glauben sollte, und die bescheidene Einfachheit eines Geistes, der sich selbst nicht kennt, athmen in diesen Briefen, von denen ich nur einen geringen Theil hier wiedergegeben habe. Schrieb Frau von Sevigné an Frau von Grignan mit einer liebevolleren Dankbarkeit, als Frau von Caud an Frau von Beaumont? Beider Liebe zu einander war gleich groß. Meine Schwester liebte meine Freundin mit der ganzen Leidenschaft des Grabes, denn sie fühlte, daß diese dem Tode entgegenging. Lucilie hat fast nicht aufgehört in der Nähe von Rochers zu wohnen, aber sie war die Tochter ihres Jahrhunderts und die Sevigné der Einsamkeit.

Paris 1837.

Frau von Beaumont kommt nach Rom. — Briefe meiner Schwester.

Ein Brief des Herrn Ballanche vom 30. Fructidor kündigte mir die Ankunft der Frau von Beaumont an, welche auf der Reise von Mont d'Or nach Italien in Lyon eingetroffen war. Er meldete mir, daß das Unglück, welches ich fürchtete, nicht eintreten werde, indem sich ihre Gesundheit zu bessern schiene. Als Frau von Beaumont in Mailand angekommen war, fand sie Herrn Bertin, den Geschäfte dahin gerufen hatten; er war so gefällig, sich der armen Reisenden anzunehmen und sie nach Florenz zu begleiten, wo ich sie erwartete. Ich war bei ihrem Anblick wie vom Donner gerührt; sie hatte nur noch die Kraft zu lächeln. Nachdem sie einige Tage ausgeruht hatte, brachen wir nach Rom auf und fuhren nur im Schritt, um alle Erschütterung zu vermeiden. Frau von Beaumont fand überall die sorgfältigste Pflege; Jedermann fühlte sich zu dieser liebenswürdigen, so verlassenen und so leidenden Frau hingezogen, selbst die Dienerinnen in den Gasthöfen wurden von Theilnahme für sie ergriffen.

Was ich fühlte, kann man errathen. Ich habe Freunde zu Grabe begleitet, aber sie waren stumm und ein Ueberrest unerklärlicher Hoffnung vermehrte nicht die Tiefe meines Schmerzes. Ich sah nichts von dem schönen Lande, durch welches wir fuhren, ich hatte den Weg über Peru

gia gewählt, was kümmerte mich Italien? Ich fand das Klima noch zu rauh, und der geringste Wind, der sich erhob, schien mir ein Sturm zu sein.

In Terni äußerte Frau von Beaumont den Wunsch, die Cascade zu sehen; aber nachdem sie alle ihre Kräfte zusammengenommen hatte, setzte sie sich wieder nieder und sagte: „Ich muß Verzicht darauf leisten.“ In Rom hatte ich ein ruhiges Haus in der Nähe des spanischen Platzes unter dem Monte Pincio für sie gemiethet. Es befand sich an demselben ein kleiner Garten mit Orangebäumen am Spalier und ein Hof mit einem Feigenbaume. Hierher brachte ich die Sterbende. Es hatte mir viele Mühe gekostet, diese Wohnung zu finden, denn man hat in Rom ein Vorurtheil gegen die Brustkrankheiten, die man für ansteckend hält. In dieser Zeit des Wiederauflebens der Ordnung suchte man das, was der alten Monarchie angehört hatte, wieder auf; der Papst ließ sich nach der Tochter des Herrn von Montmorin erkundigen; der Cardinal Consalvi und die Mitglieder des heiligen Collegiums folgten dem Beispiele seiner Heiligkeit, und selbst der Cardinal Fesch gab Frau von Beaumont bis an ihren Tod Beweise von Hochachtung und Theilnahme, die ich nicht von ihm erwartet hätte, und über die ich die traurige Verspliterung der ersten Zeit meines Aufenthalts in Rom vergaß. Ich hatte Herrn Joubert die Besorgnisse mitgetheilt, die mich vor der Ankunft der Frau von Beaumont quälten. „Ich erhalte von meiner Freundin Briefe aus Mont d'Or,“ schrieb ich ihm, „die mir das Herz brechen; sie sagt, sie fühle, daß kein Oel mehr in der Lampe sei“ und sie spricht von den letzten Schlägen ihres

Herzens. Warum hat man sie diese Reise allein unternehmen lassen? warum haben Sie ihr nicht geschrieben? Was soll aus uns werden, wenn wir sie verlieren? wer wird uns über ihren Verlust trösten? Wir fühlen den Werth unserer Freundin erst dann, wenn der Tod sie uns zu entreißen droht. Wir sind sogar unverständig genug, wenn Alles gut geht, zu glauben, daß wir uns ungestraft von ihr entfernen können, der Himmel straft uns dafür, er entreißt sie uns und dann erschrecken wir über die Leere, welche sie um uns läßt. Verzeihen Sie, mein lieber Joubert, ich fühle mich jetzt zwanzig Jahre alt, Italien hat mich verjüngt; ich liebe Alles was mir theuer ist, mit der nämlichen Kraft wie in meinen ersten Jugendjahren. Der Kummer ist mein Element, ich finde mich erst dann wieder, wenn ich unglücklich bin. Meine Freunde sind gegenwärtig von einer so seltenen Art, daß die bloße Furcht, mich ihrer beraubt zu sehen, mein Blut erstarren macht. Dulden Sie meine Klagen; ich bin überzeugt, Sie sind eben so unglücklich als ich. Schreiben Sie mir und schreiben sie auch an jene andre Unglückliche aus der Bretagne."

Frau von Beaumont fühlte anfangs ein wenig Erleichterung und begann selbst wieder an ihr Leben zu glauben. Der Gedanke, daß mich Frau von Beaumont wenigstens nicht wieder verlassen würde, gewährte mir eine innere Befriedigung; ich nahm mir vor, sie zum Frühjahr nach Neapel zu bringen um von dort aus dem Minister des Auswärtigen meine Entlassung einzusenden: Herr von Agincourt, dieser ächte Philosoph, besuchte die theure Kranke, ehe er sich in das unbekannte Land begab;

auch Herr Bouguet, bereits der Nestor unserer Maler, stellte sich ein. Diese Verstärkungen an Hoffnung erhielten die Kranke aufrecht und wiegten sie in eine Illusion, welche sie im Grunde des Herzens nicht mehr hegte. Von allen Seiten erhielt ich schmerzlich zu lesende Briefe, welche mir Befürchtungen und Hoffnungen ausdrückten. Am 4. October schrieb mir Lucilie von Rennes aus:

„Ich hatte neulich einen Brief für Dich angefangen, aber ich habe ihn vergebens wieder gesucht; ich sprach darin von Frau von Beaumont und beklagte mich über ihr Stillschweigen mir gegenüber. Welch ein trauriges und eigenthümliches Leben führe ich seit einigen Monaten, lieber Bruder! Die Worte des Propheten: „Der Herr wird Dich mit Leiden krönen und Dich umherwerfen wie eine Kugel," kommen mir immer wieder in den Sinn. Doch genug von meinen Schmerzen, jetzt zu Deinen Besorgnissen. Ich kann mich nicht überreden, daß sie gegründet seien; ich sehe Frau von Beaumont noch immer voll Leben und Jugend und fast als ein rein geistiges Wesen; ich kann mir gar nicht denken, daß ein Unglück über sie kommen sollte. Der Himmel, der unsere Gefühle für sie kennt, wird sie uns gewiß erhalten. Nein, wir werden sie nicht verlieren, es ist mir, als trüge ich die Gewißheit davon in mir. Es macht mir Freude zu denken, daß beim Empfange dieses Briefes Deine Besorgnisse zerstreut sein werden. Versichere sie von meiner Seite der ganzen, aufrichtigen und liebevollen Theilnahme, die ich für sie fühle; sage ihr, daß ihre Zukunft für mich das Schönste in dieser Welt ist. Halte Dein Versprechen und versäume nicht, mir sobald als möglich Nachricht über sie

zu geben. Gott! welch eine lange Zeit wird vergehen, ehe ich eine Antwort auf diesen Brief erhalte! Die Entfernung ist doch etwas sehr Schmerzliches! Wie kommt es, daß Du von Deiner Rückkehr nach Frankreich sprichst? Du suchst meinen Hoffnungen zu schmeicheln, Du hintergehst mich. Mitten in allen meinen Leiden erhebt sich ein süßer Gedanke in mir, der Gedanke an Deine Freundschaft, der Gedanke, daß ich so in Deinem Herzen lebe, wie es Gott gefallen hat, mich zu schaffen. Lieber Bruder, ich halte Dein Herz noch für das einzige sichere Asyl für mich auf Erden; alles Uebrige ist mir fremd und unbekannt. Lebe wohl, mein lieber Bruder! werde ich Dich wiedersehen? Dieser Gedanke bildet sich nicht zu einer bestimmten Form iu mir aus. Wenn Du zurückkehrst, fürchte ich, wirst Du mich gänzlich sinnlos wiederfinden. Lebe wohl, lieber Bruder, dem ich soviel verdanke! Lebe wohl, du Quelle meines reinsten Glücks! O Erinnerungen, o Ihr schönen Tage, könnt Ihr denn jetzt nicht meine traurigen Stunden ein wenig erheitern?

„Ich gehöre nicht zu Denen, welche ihren ganzen Schmerz aus dem Augenblicke der Trennung schöpfen; jeder Tag vermehrt den Kummer, den ich über Deine Abwesenheit empfinde, und wärest Du hundert Jahre in Rom, Du würdest diesen Kummer nicht unterdrücken können. Um mich selbst über Deine Entfernung zu täuschen, lasse ich keinen Tag vorübergehen, an welchem ich nicht ein Blatt in Deinem Werke lese; ich gebe mir alle Mühe, mir glauben zu machen, daß ich Dich sprechen höre. Meine Liebe zu Dir ist sehr natürlich, denn von unsrer Kindheit an bist Du mein Vertheidiger und mein Freund

gewesen; nie hast Du mir eine Thräne gekostet, und nie hast Du Dir einen Freund erworben, der nicht auch der meinige geworden wäre. Der Himmel, dem es gefällt, mir alle meine übrigen Freuden zu zerstören, will, daß ich mein Glück allein in Dir finde, daß ich mich Deinem Herzen anvertraue. Gieb mir nur recht bald Nachricht über Frau von Beaumont. Adressire Deine Briefe an mich an Fräulein Lamotte, obgleich ich nicht weiß, wie lange ich werde bei ihr bleiben können. Seit unsrer letzten Trennung bin ich in Betreff meines Wohnplatzes immer wie lockerer Sand, der unter meinen Füßen schwindet; es ist sehr wahr, Jedem, der mich kennt, muß ich unerklärlich erscheinen; indessen verändere ich mich nur in der Form, der Grund bleibt beständig der nämliche."

Paris 1838.

Tod der Frau von Beaumont.

Die Besserung welche Frau von Beaumont in der römischen Luft empfunden hatte, war nicht von Dauer; die Zeichen einer schleunigen Auflösung verschwanden zwar, aber es scheint, daß der letzte Augenblick sich immer verzögert, um uns zu täuschen. Ich hatte einige Male eine Spazierfahrt mit der Kranken versucht und mir dabei alle Mühe gegeben, sie zu zerstreuen, indem ich sie auf die reizende Gegend und den schönen Himmel aufmerksam

machte; aber sie fand an nichts mehr Geschmack. Einmal fuhr ich mit ihr nach dem Colyseum; es war ein Octobertag, wie man ihn nur in Rom sieht. Es gelang ihr aus dem Wagen zu steigen und sich auf einen Stein zu setzen, einem der Altäre gegenüber, welche an dem Umkreise des Gebäudes angebracht sind. Sie blickte auf und ließ die Augen langsam über diese Säulenhallen hinschweifen, welche selbst seit so vielen Jahren gestorben sind und so Viele haben sterben sehen. Die Ruinen waren mit Gestrüpp und wilden Pflanzen bewachsen, vom Herbst vergilbt und vom Sonnenlicht übergossen. Die Kranke ließ dann ihre Blicke, welche die Sonne verlassen hatten, von einer Stufe zur andern bis in die Arena hinabsinken, wo sie auf dem Kreuze des Altars ruhten; dann sagte sie: „Wir wollen gehen, mich friert.“ Ich brachte sie in ihre Wohnung zurück; sie legte sich ins Bett und stand nicht wieder auf.

Die Aerzte, die ich nach jeder versuchten Spazierfahrt wieder befragte, erklärten, daß Frau von Beaumont nur durch ein Wunder gerettet werden könne. Sie hatte sich den Gedanken in den Kopf gesetzt, daß sie den 2. November, den Tag Allerseelen, nicht überleben werde; auch erinnerte sie sich, daß einer ihrer Verwandten, ich weiß nicht wer, am 4. November gestorben sei. Ich sagte ihr, daß ihre Phantasie aufgeregt sei und daß sie die Grundlosigkeit ihrer Besorgnisse einsehen werde; um mich zu trösten, erwiderte sie mir darauf: „O ja, ich werde länger leben.“ Sie bemerkte einige Thränen, die ich ihr zu verbergen suchte; sie reichte mir die Hand und sagte zu mir: „Sie sind ein Kind! haben Sie es nicht erwartet?“

Am Tage vor ihrem Tode, Donnerstag den 3. November, war sie ruhiger. Sie sprach mit mir über Bestimmungen wegen ihres Vermögens und sagte in Bezug auf ihr Testament, es sei Alles vorüber, aber es sei noch Alles zu thun, und sie hätte sich nur noch zwei Stunden Zeit gewünscht, um sich damit beschäftigen zu können. Am Abende sagte mir der Arzt, er halte es für seine Pflicht, die Kranke darauf aufmerksam zu machen, daß es Zeit sei, mit ihrem Gewissen abzurechnen; ich hatte einen schwachen Augenblick, die Furcht überwältigte mich, durch die Todesfeierlichkeiten, die wenigen Augenblicke, welche Frau von Beaumont noch zu leben hatte, abgekürzt zu sehen. Ich ereiferte mich gegen den Arzt und bat ihn dann, wenigstens bis morgen zu warten.

Ich brachte mit dem Geheimnisse, das ich in meiner Brust trug, eine fürchterliche Nacht zu. Die Kranke erlaubte mir nicht in ihrem Zimmer zu wachen; ich blieb daher in einem anstoßenden Gemach und bei jedem Geräusch das ich hörte, fuhr ich zitternd empor.

Am Freitage, den 4. November trat ich in Begleitung des Arztes in das Krankenzimmer. Frau von Beaumont bemerkte meine Unruhe und sagte zu mir: „Warum sind Sie denn so? ich habe eine gute Nacht gehabt." Der Arzt sagte mir dann absichtlich laut, daß er im Nebenzimmer mit mir zu sprechen wünsche. Ich ging hinaus, und als ich zurückkam, wußte ich nicht, ob ich noch lebte. Frau von Beaumont fragte mich, was der Arzt von mir gewollt habe. Ich fiel an ihrem Bett auf die Knie und erfloß in Thräuen. Sie schwieg einen Augenblick, blickte mich an und sagte dann mit fester Stimme zu mir, als

hätte sie mir Kraft geben wollen: „Ich glaubte nicht, daß es schon so schnell gehen solle; aber ich sehe, ich muß von Ihnen Abschied nehmen. Lassen Sie den Abbé Bonnevie rufen."

Der Abbé Bonnevie, welcher sich die Erlaubniß zum Beichtehören hatte ertheilen lassen, kam und Frau von Beaumont bat mich, sie mit ihm allein zu lassen.

Eine Stunde später sah ich ihn zurückkommen; er trocknete sich die Augen und sagte, daß er noch nie eine schönere Sprache gehört und noch nie einen solchen Heroismus gesehen habe. Man ließ den Pfarrer rufen, um ihr die Sakramente zu reichen. Ich kehrte zur Kranken zurück; als sie mich sah, fragte sie: „Nun, sind Sie mit mir zufrieden?" Sie dankte mir gerührt für das, was sie meine Güte gegen sie nannte; ach! hätte ich doch in diesem Augenblicke einen einzigen ihrer Tage mit meinem ganzen Leben erkaufen können, mit welcher Freude hätte ich es gethan! Die übrigen Freunde der Frau von Beaumont, welche diesem Schauspiele nicht beiwohnten, hatten wenigstens nur ein Mal zu weinen, aber mir, während ich an diesem Schmerzenslager stand, wo der Mensch seine letzte Stunde schlagen hört, gab jeder freundliche Zug im Gesicht der Kranken das Leben zurück und entriß es mir wieder, wenn er verschwand. Ein peinlicher Gedanke vermehrte noch meinen Schmerz; ich bemerkte, daß Frau von Beaumont nicht eher als in ihren letzten Augenblicken eine Ahnung von meiner aufrichtigen Zuneigung zu ihr erhalten; sie hörte nicht auf, ihre Ueberraschung darüber zu äußern und starb voll Bedauern und zugleich voll Freude. Sie hatte geglaubt, sie sei mir zur Last, und

deshalb hatte sie gewünscht zu sterben, um mich von ihr zu befreien.

Um elf Uhr kam der Pfarrer und das Zimmer füllte sich mit einem Haufen neugieriger und gleichgültiger Menschen, die man in Rom niemals verhindern kann, einem Priester zu folgen. Frau von Beaumont sah die ergreifende Feierlichkeit ohne das geringste Zeichen von Angst. Wir fielen auf die Knie und die Kranke empfing zu gleicher Zeit das heilige Abendmahl und die letzte Oelung. Als sich Alle wieder entfernt hatten, mußte ich mich an ihr Bett setzen, und sie sprach eine halbe Stunde lang mit der größten Erhebung des Geistes und der rührendsten Freundschaft von meinen Angelegenheiten und meinen Plänen; sie bat mich besonders, bei Frau von Chateaubriand und bei Joubert zu leben — aber konnte denn Joubert noch leben?

Sie bat mich, das Fenster zu öffnen, weil sie sich beklemmt fühle. Ein Sonnenstrahl fiel auf ihr Bett und schien ihr Freude zu machen. Sie erinnerte mich dann an die Pläne, uns auf das Land zurückzuziehen, mit denen wir uns zuweilen die Zeit verkürzt hatten, und sie fing an zu weinen.

Zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags verlangte sie von ihrer alten spanischen Kammerfrau, Madame Saint-Germain, die sie mit einer Liebe pflegte, wie eine solche Gebieterin es verdiente, in ein anderes Bett gebracht zu werden; der Arzt erlaubte es jedoch nicht, denn er fürchtete, daß sie während dieses Wechsels verscheiden könnte. Dann sagte sie mir, daß sie die Annäherung des Todes fühle. Plötzlich warf sie ihre Decke zurück und

reichte mir ihre Hand, mit der sie die meinige krampfhaft drückte; ihr Blick wurde stier. Mit der frei gebliebenen Hand winkte sie Jemandem, den sie am Fuße ihres Bettes sah; dann legte sie diese Hand auf die Brust und sagte: „Hier ist's!“ Ganz bestürzt fragte ich sie, ob sie mich erkenne; ein ganz unmerkliches Lächeln wurde in ihren verstörten Zügen bemerkbar und durch eine leise Kopfbewegung bejahte sie meine Frage. Ihre Sprache war schon nicht mehr von dieser Welt. Die Convulsionen dauerten nur einige Minuten, ich, der Arzt und die Wärterin unterstützten sie mit unseren Armen; eine meiner Hände berührte die Stelle des Herzens, welches an die leichten Knochenbedeckungen schlug; seine Schläge waren rasch, wie die einer Uhr, deren Kette zerrissen ist. Ach! der fürchterliche Augenblick trat ein, wo ich es stillstehen fühlte! Wir legten die zu ihrer Ruhe Eingegangene auf die Kissen zurück; ihr Kopf war auf die Seite geneigt und einige Locken ihrer Haare fielen auf die Stirn herab; die Augen waren geschlossen, die ewige Nacht war auf sie herabgesunken. Der Arzt hielt ihr einen Spiegel und ein brennendes Licht vor den Mund; der Spiegel wurde nicht getrübt durch einen Hauch des Lebens, und das Licht blieb unbeweglich. Es war Alles zu Ende.

Das Begräbniß.

Gewöhnlich können Diejenigen, welche weinen, ihre Thränen in Ruhe vergießen, indem Andere es übernehmen, den letzten religiösen Vorschriften nachzukommen; da der Cardinal-Minister als Repräsentant Frankreichs eben abwesend, ich aber der einzige Freund der Familie Montmorin und derselben verantwortlich war, so war ich genöthigt, Alles zu besorgen; ich mußte den Ort für das Grab anweisen, mich um die Tiefe und Breite desselben kümmern, das Leichentuch miethen und dem Tischler das Maß für den Sarg geben.

Zwei Mönche wachten bei diesem Sarge, welcher nach San-Ludovico dei Francesi gebracht werden sollte. Einer dieser Geistlichen war aus der Auvergne und aus Montmorin selbst gebürtig. Frau von Beaumont hatte gewünscht, in einem Stück Zeug begraben zu werden, welches ihr Bruder August, der allein dem Schaffot entgangen war, ihr aus Isle de France geschickt hatte. Dieser Zeug befand sich jedoch nicht in Rom; man fand nur ein Stück davon, welches sie überall bei sich führte. Madame Saint-Germain befestigte diesen Gürtel um ihren Körper vermittelst eines Carneolringes, der eine Locke des Herrn von Montmorin enthielt. Die französischen Geistlichen waren zur Theilnahme eingeladen, die Fürstin Borghese lieh uns ihren Familienleichenwagen und der Cardinal Fesch hatte für den nur zu gewiß vorauszusehenden Fall den Befehl zurückgelassen, seine Equipage und seine Be-

dienten zu schicken. Sonnabend am 5. November um sieben Uhr Abends ging Frau von Beaumont beim Scheine der Fackeln den Weg, den wir Alle gehen müssen. Sonntag den 6. November wurde die Todtenmesse gehalten. Die Begräbnißfeierlichkeiten würden in Paris nicht so französisch gewesen sein, als sie es in Rom waren. Die religiöse Architectur, die in ihren Ornamenten die Wappen und Inschriften unseres ehemaligen Vaterlandes enthält; die Grabmäler, auf denen die Namen einiger der in unsrer Geschichte berühmtesten Familien stehen; die unter dem Schutze eines großen Heiligen, eines großen Königs und eines großen Mannes stehende Kirche: dies Alles tröstet nicht, aber es ehrte das Unglück. Ich wünschte daß der letzte Sprößling einer früher hochstehenden Familie wenigstens einigen Beistand von meiner im Dunkeln bleibenden Zuneigung erhielt und daß ihm die Freundschaft nicht wie das Glück untreu würde.

Die Bewohner Roms, welche an den Umgang mit den Fremden gewöhnt sind, dienen ihnen als Bruder und Schwestern. Frau von Beaumont hat auf diesem für die Todten gastlichen Boden eine fromme Erinnerung zurückgelassen: ich habe Leo XII. an ihrem Grabe beten sehen. Im Jahre 1827 besuchte ich das Denkmal der Frau, welche die Seele einer verschwundenen Gesellschaft gewesen war; das Geräusch meiner Schritte um dieses stumme Denkmal in einer einsamen Kirche war eine Ermahnung für mich. „Ich werde Dich stets lieben," sagt die griechische Grabschrift, aber ich bitte Dich, trinke bei den Todten nicht aus dem Becher, welcher Dich Deine alten Freunde vergessen machen würde."

Paris 1838.

Das Jahr 1803. — Briefe der Herren Chênedollé, Fontanes, Necker und der Frau von Staël.

Wenn man die Leiden eines Privatlebens nach dem Maßstabe der öffentlichen Ereignisse messen wollte, so würden die Denkwürdigkeiten der Zeit kaum ein Wort davon sagen. Wer hat nicht einen Freund verloren? wer hat ihn nicht sterben sehen? wer hätte nicht eine solche Trauerscene zu schildern? Die Bemerkung ist jedoch richtig, daß es sich Niemand abgewöhnt hat, seine eigenen Begebenheiten zu erzählen; die Matrosen, welche das Meer befahren, haben eine Familie auf dem festen Lande, die sie interessirt und von der sie sich auf dem Schiffe, das sie hinwegführt, mit einander unterhalten. Jeder Mensch hat in seinem Innern eine eigene Welt, welche den allgemeinen Gesetzen und Schicksalen der Jahrhunderte fremd bleibt. Es ist übrigens ein Irrthum, zu glauben, daß die Revolutionen, die wichtigen Ereignisse, die welterschütternden Katastrophen allein unsre Geschichte bilden; Jeder von uns arbeitet an der Kette unsrer gemeinschaftlichen Geschichte, und aus allen diesen einzelnen Individualitäten besteht in den Augen Gottes das menschliche Universum.

Paris 1830.

Die Jahre 1803 und 1804. — Die erste Idee zu meinen Memoiren. — Ich werde zum französischen Gesandten in Wallis ernannt. — Abreise von Rom.

Ich war entschlossen, diese Geschäftslaufbahn aufzugeben, welche mir persönliche Unglücksfälle, unbedeutende Arbeiten und kleinliche politische Quälereien verleitet hatten. Der kann die Trostlosigkeit des Herzens nicht ermessen, der nicht erfahren hat, was es heißt, allein zu stehen, an den Orten, welche von einer Person bewohnt wurden, der wir unser Leben gewidmet hatten. Man sucht sie und man findet sie nicht mehr; sie spricht mit uns, blickt uns freundlich an und begleitet uns; Alles was sie an sich gehabt und berührt hat, erneuert uns ihr Bild; es trennt uns von ihr nur ein durchsichtiger Vorhang, der aber so schwer ist, daß wir ihn nicht aufheben können. Die Erinnerung an den ersten Freund, der uns auf unsrem Wege zurückgelassen hat, ist sehr schmerzlich, denn wenn unser Leben sich verlängert, so haben wir nothwendig noch andere Verluste erfahren; die Verstorbenen, welche einander gefolgt sind, schließen sich dem ersten an, und man beweint in einem einzigen zugleich alle die, welche man später verloren.

Während ich die Vorbereitungen traf, welche durch die Entfernung von Frankreich verlängert wurden, blieb ich verlassen auf den Ruinen von Rom. Bei meinem ersten Spaziergange schien mir der Anblick verändert; ich erkannte weder die Bäume, noch die Gebäude, noch den

Himmel; ich verirrte mich in den Feldern, bei den Cascaden, bei den Wasserleitungen, wie früher unter dem Waldesdache der neuen Welt. Ich kehrte in die ewige Stadt zurück, in welcher die große Zahl der Entschlummerten durch ein verloschenes Leben vermehrt worden war. Durch meine häufigen Wanderungen in den Einöden der Tiber prägten sich diese meinem Gedächtnisse so sehr ein, daß ich sie in einem Briefe an Fontanes ziemlich richtig schildern konnte. „Wenn ein Ausländer unglücklich ist," sagte ich, „wenn er die Asche, die er liebte, mit der Asche so vieler berühmter Todten vereinigt hat, mit welcher Freude wird er dann von dem Grabe der Cäcilia Metella an den Sarg einer unglücklichen Frau zurückkehren!"

Es war auch in Rom, wo ich zum ersten Male auf die Idee kam, die Denkwürdigkeiten meines Lebens zu schreiben: In einem Briefe an Joubert entwarf ich folgendermaßen meinen Plan.

„Mein einziges Glück ist, wenn ich einige Stunden gewinnen kann, in denen ich mich mit einem Werke beschäftige, welches allein eine Linderung in meine Leiden zu bringen vermag; es sind die Denkwürdigkeiten meines Lebens. Rom wird darin erwähnt werden; nur so kann ich jetzt von Rom sprechen. Sein Sie ohne Sorgen, es werden keine für meine Freunde peinlichen Bekenntnisse sein; wenn ich in der Zukunft etwas gelte, so sollen meine Freunde einen eben so schönen als geachteten Namen in derselben erhalten. Ich werde eben so wenig die Nachwelt mit der Schilderung meiner Schwachheiten unterhalten; ich werde von mir nur sagen, was meiner Menschenwürde und, ich darf hinzusetzen, der Erhabenheit

meines Charakters angemessen ist. Man muß der Welt nur das Schöne zeigen; es heißt nicht Gott belügen, wenn man aus seinem Leben nur das zur Oeffentlichkeit bringt, was edle und erhabene Gefühle in unseren Nebenmenschen wecken kann. Es ist nicht eigentlich die Rede davon, daß ich etwas zu verbergen habe; ich habe weder eine Magd wegen eines entwendeten Bandes fortgejagt, noch einen sterbenden Freund auf der Straße liegen lassen, noch eine Frau entehrt, die mich aufgenommen hatte, noch meine natürlichen Kinder ins Findelhaus gebracht; aber ich habe meine Schwächen, ich habe Augenblicke gehabt, wo meine Kraft mich verlassen hat; ein Seufzer über mich wird hinreichen, um der Welt diese Allen gemeinschaftlichen Erbärmlichkeiten anzudeuten, welche nur geschaffen sind, um hinter dem Schleier verborgen zu bleiben. Was könnte die menschliche Gesellschaft durch die Aufdeckung dieser Wunden gewinnen, die man überall findet? Man ist nicht um Beispiele verlegen, wenn man über die schwache menschliche Natur triumphiren will."

In diesem Plane, den ich mir entwarf, vergaß ich meine Familie, meine Kindheit, meine Jugend, meine Reisen und mein Exil; dies sind jedoch Schilderungen, in denen ich mir am meisten gefallen habe.

Ich war wie ein glücklicher Sklave; gewohnt, seine Freiheit an die Kette zu legen, weiß er nicht mehr, was er mit seinen Mußestunden beginnen soll, nachdem seine Fesseln zerbrochen sind. Wenn ich an die Arbeit gehen wollte, trat eine Gestalt vor mich, von der ich die Augen nicht losreißen konnte; die Religion allein fesselte mich

durch ihren Ernst und durch die Betrachtungen einer höheren Gattung, zu denen sie mir Veranlassung gab.

Während ich mich jedoch mit dem Gedanken beschäftigte, meine Memoiren zu schreiben, fühlte ich, welchen Werth die Alten auf den Ruhm ihres Namens setzten; es liegt vielleicht wirklich etwas Rührendes in dieser Fortdauer der Erinnerungen, die man zurückläßt. Vielleicht ersetzte diese Idee eines unsterblichen Lebens unter dem Menschengeschlechte der großen Männer der Vorzeit die Unsterblichkeit der Seele, die für sie ein Problem geblieben war. Wenn der Ruhm etwas Unbedeutendes ist, insofern er sich auf uns bezieht, so muß man doch zugestehen, daß es ein schöner mit der Freundschaft des Genius verbundener Vorzug ist, Allem was er geliebt hat, ein unvergängliches Dasein zu geben.

Ich unternahm einen Commentar über einige Bücher der Bibel, indem ich mit der Genesis anfing. In dem Verse! „Siehe, Adam ist geworden als unser einer und weiß was gut und böse ist. Nun aber, daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich.“ bemerkte ich die ungeheure Ironie des Schöpfers: „Siehe, Adam ist geworden als unser einer ꝛc.“ „Der Mensch soll seine Hand nicht ausstrecken nach der Frucht des Lebens.“ Warum? weil er die Frucht der Wissenschaft gekostet hat und weiß, was gut und was böse ist; er ist jetzt mit Uebeln beladen, also „soll er nicht ewiglich leben.“ Welche Wohlthat Gottes ist der Tod!

Es giebt angefangene Gebete, einige für die „Beängstigungen der Seele,“ andere, „um sich gegen das

Glück der Bösen zu stärken;" ich suchte meine außer mir umherschweifenden Ideen in einem Mittelpunkte der Ruhe zu vereinigen.

Da Gott hier mein Leben nicht beschließen wollte, indem er es noch langen Prüfungen aufgespart hatte, so legten sich die Stürme, die sich erhoben hatten.

Plötzlich nahm der Cardinal ein verändertes Benehmen gegen mich an; dies führte zu einer Erklärung mit ihm, und ich eröffnete ihm meinen Entschluß, meinen Posten aufzugeben. Er machte Einwendungen dagegen, indem er behauptete, daß meine Dimission in diesem Augenblicke den Schein einer Ungnade haben, daß meine Feinde darüber jubeln und daß sie mir die Unzufriedenheit des ersten Consuls zuziehen würde, so daß ich an keinem Orte, wohin ich mich zurückziehen möchte, ruhig leben könnte. Er machte mir den Vorschlag, auf vierzehn Tage oder auf einen Monat nach Neapel zu reisen.

Zu der nämlichen Zeit ließ mich die russische Regierung sondiren, um zu erfahren, ob ich wohl die Stelle als Erzieher eines Großfürsten annehmen würde. Dies wäre höchstens soviel gewesen, als wenn ich Heinrich V. meine letzten Lebensjahre hätte zum Opfer bringen wollen.

Während ich zwischen tausend Entschlüssen schwankte, erhielt ich die Nachricht, daß der erste Consul mich zum Gesandten in Wallis ernannt habe. Er war anfangs durch Denunciationen gegen mich erzürnt worden, aber nach ruhiger Ueberlegung sah er ein, daß ich zu der Klasse von Menschen gehörte, die nur in der ersten Linie brauchbar ist, und daß man mich, wenn man Nutzen von mir haben wollte, von Niemandem abhängig machen durfte.

Es war kein Posten mehr frei; er schuf daher einen und wählte ihn, wie er meinem Hange zur Abgeschiedenheit und Unabhängigkeit entsprach, indem er mich in die Alpen schickte. Er wies mir eine katholische Republik mit einer ganzen Welt voll Waldströmen an; der Rhone und unsere Soldaten sollten sich zu meinen Füßen kreuzen, der erstere, indem er nach Frankreich hinabfloß, die letzteren, indem sie nach Italien herabstiegen; der Simplon eröffnete vor mir seine kühne Straße. Der Consul wollte mir soviel Urlaub bewilligen, als ich wünschen könnte, um Italien zu bereisen, und Madame Bacciochi ließ mir durch Fontanes wissen, daß die erste disponible große Gesandtschaft für mich bestimmt sei. Ich trug also, ohne es zu erwarten und ohne es zu wollen, diesen ersten diplomatischen Sieg davon; allerdings stand an der Spitze des Staats eine hohe Intelligenz, welche eine andre Intelligenz, die sie nur zu sehr geneigt wußte, sich von der Regierung zu trennen, nicht den Intriguen der Bureaus preis geben wollte.

Diese Bemerkung ist um so richtiger, als der Cardinal Fesch, dem ich in diesen Denkwürdigkeiten eine Gerechtigkeit widerfahren lasse, die er vielleicht nicht erwartet, zwei ungünstige Berichte nach Paris geschickt hatte, fast in dem nämlichen Augenblicke, als sein Benehmen gegen mich nach dem Tode der Frau von Beaumont freundlicher geworden war. Sprach er seinen wirklichen Gedanken in unseren Gesprächen aus, als er mir erlaubte, nach Neapel zu gehen, oder in seinen diplomatischen Schreiben? Die Gespräche und die Schreiben waren von dem nämlichen Datum und widersprachen einander. Es hätte nur von mir abgehangen,

den Herrn Cardinal mit sich selbst in Uebereinstimmung zu bringen, indem ich die Spuren der mich betreffenden Rapporte vernichtete; ich hätte, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nur die Depositen des Gesandten aus den Cartons entfernen dürfen, und hätte damit nur gethan, was Talleyrand in Bezug auf seine Correspondenz mit dem Kaiser gethan hat. Ich glaubte jedoch nicht das Recht zu haben, meine Macht zu meinem Vortheile zu benutzen; wenn man vielleicht diese Documente suchen sollte, wird man sie an ihrer Stelle finden. Ich gebe es zu, daß dieses Verfahren ein Betrug ist; aber um mir nicht das Verdienst einer Tugend beizumessen, die ich nicht besitze, muß man wissen, daß meine Achtung vor der Correspondenz meiner Verläumder mehr in meiner Verachtung als in meinem Edelmuthe ihren Grund hat. Ich habe auch in den Archiven der Gesandtschaft zu Berlin beleidigende Briefe des Marquis von Bonnay über mich gefunden, und weit entfernt mich zu schonen, werde ich sie zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Der Cardinal Fesch beobachtete keine größere Zurückhaltung gegen den armen Abbé Guillon (Bischof von Marokko); er war als ein Agent Rußlands bezeichnet. Bonaparte nannte Herrn Lainé einen Agenten Englands; es waren dies Klatschereien, welche diesem großen Manne aus den Berichten der Polizei zur schlimmen Gewohnheit geworden waren. Aber war nicht gegen den Cardinal Fesch selbst Manches zu erinnern? Was sagte seine eigne Familie von ihm? Der Cardinal Clermont-Tonnerre war im Jahre 1803 mit mir zugleich in Rom und was schrieb dieser über den Oheim Napoleons! Ich besitze die Briefe.

Uebrigens, wen interessiren diese seit vierzig Jahren in wurmstichigen Acten vergrabenen Zänkereien? Von den verschiedenen handelnden Personen jener Epoche wird ein Einziger im Gedächtniß bleiben, Bonaparte. Wir Alle, welche noch zu leben behaupten, sind schon todt; liest man den Namen des Insekts bei dem schwachen Scheine, den es zuweilen kriechend hinter sich her schleppt?

Der Cardinal Fesch hat mich seitdem als Gesandten bei Leo XII. wiedergesehen und mir Beweise von Hochachtung gegeben: ich meinerseits habe es mir angelegen sein lassen, ihm zuvorzukommen und Ehre zu erzeigen. Es ist übrigens natürlich, daß man mich mit einer Strenge beurtheilt, die ich nicht zurückweise. Dies Alles ist vorbei; ich will nicht einmal die Handschrift Derer anerkennen, die im Jahre 1803 dem Cardinal Fesch als officielle oder officiöse Sekretäre gedient haben.

Ich reiste nach Neapel. Hier begann ein Jahr ohne Frau von Beaumont, ein Jahr der Trennung, dem so viele andre folgten! Ich habe seitdem Neapel nicht wieder gesehen, obgleich ich 1827 am Thore dieser Stadt war, die ich mit Frau von Chateaubriand zu besuchen mir vorgenommen hatte. Die Orangebäume waren mit ihren Früchten und die Myrthen mit ihren Blüthen bedeckt. Baien, die elysäischen Felder und das Meer waren bezaubernde Schönheiten, die ich Niemandem mehr beschreiben könnte. Ich habe den Meerbusen von Neapel in den „Martyrs" geschildert. Ich bestieg den Vesuv und stieg in seinen Krater hinab; ich plünderte mich selbst: ich spielte eine Scene aus René.

In Pompeji zeigte man mir ein mit einer Kette gefesseltes Skelett und verstümmelte lateinische Worte, welche die Soldaten auf die Mauer gekritzelt hatten. Ich kam nach Rom zurück. Canova bewilligte mir den Eintritt in sein Atelier, während er an der Statue einer Nymphe arbeitete. Anderwärts waren die Marmormodelle zu dem Grabmale, welches ich bestellt hatte, schon fast bis zur Vollendung gediehen. Ich ging nach San-Ludovico, um über theurer Asche zu beten, und reiste am 21. Januar 1804, ebenfalls einem Tage des Unglücks, nach Paris.

Es ist doch eine große Erbärmlichkeit! Fünfunddreißig Jahre sind seit jenen Ereignissen vergangen; mein Kummer schmeichelte sich während der damaligen Tage, daß das eben zerrissene Band mein letztes sein werde, und doch, wie schnell habe ich das, was mir theuer war, nicht vergessen, aber doch ersetzt! So geht der Mensch von einer Schwachheit zur andern. Wenn er jung ist und das Leben vor sich her treibt, dann bleibt ihm noch ein Schatten von Entschuldigung; wenn er sich aber davor spannt und es mühsam hinter sich her schleppt, wie kann man ihn dann entschuldigen? Die Armuth unsrer Natur ist so groß, daß wir bei unseren flatterhaften Gebrechen, um unsere neuen Zuneigungen zu bezeichnen, uns nur Worte bedienen können, die wir schon bei unseren alten Neigungen abgenützt haben. Es giebt jedoch Worte, deren man sich nur ein einziges Mal bedienen sollte und die man profanirt, indem man sie wiederholt. Unsere verrathenen und verlassenen Freundschaften machen uns die neuen Gesellschaften zum Vorwurfe, denen wir angehören. Unsere Stunden klagen

Bayerische Staatsbibliothek München

sich an; unser Leben ist ein ununterbrochenes Erröthen, weil es ein ununterbrochener Fehler ist.

Paris 1838.

Durchgesehen am 22. Februar 1845.

Das Jahr 1804. — Die Republik Wallis. — Besuch des Tuilerienschlosses. — Das Hotel Montmorin. — Ich höre den Tod des Herzogs von Enghien. — Ich gebe meine Dimission.

Da es nicht meine Absicht war, in Paris zu bleiben, so stieg ich im Hotel de France in der Rue de Beaune ab, wohin Frau von Chateaubriand kam, um mit mir nach dem Wallis zu reisen. Meine frühere Gesellschaft, die schon halb zerstreut war, hatte das Band verloren, das sie zusammenhielt.

Bonaparte ging auf die Kaiserwürde zu; sein Genius erhob sich mit den wachsenden Ereignissen; er konnte, wie das explodirende Pulver, die Welt aus ihren Fugen reißen; schon unermeßlich groß und sich doch nicht auf dem Gipfel fühlend, quälten ihn seine Kräfte; er tappte umher und schien den Weg zu suchen. Als ich nach Paris kam, hatte er es mit Pichegru und Moreau zu thun; aus einem kleinlichen Neide hatte er eingewilligt, sie als Rivalen anzusehen; Moreau, Pichegru und der ihnen weit überlegene Georg Cadoudal, wurden verhaftet.

Dieses alltägliche Gefolge von Verschwörungen, das man bei allen Angelegenheiten des Lebens findet, war

Staatsbibliothek München

meiner Natur zuwider, und ich war froh, nach den Gebirgen entfliehen zu können.

Der Stadtrath von Sitten schrieb an mich. Die Treuherzigkeit dieser Depesche hat sie zu einem Documente für mich gemacht; ich wurde durch die Religion in die Politik eingeführt, der „Génie du Christianisme“ hatte mir die Thüren derselben geöffnet.

„Republik Wallis.

Sitten den 20. Februar 1804.

Der Rath der Stadt Sitten,

„Herrn Chateaubriand, Legationssecretär der französischen Republik in Rom.

„Mein Herr!

„Durch ein officielles Schreiben unsres Landammann haben wir Ihre Ernennung zu dem Posten eines französischen Ministers bei unsrer Republik erfahren. Wir beeilen uns, Ihnen die große Freude auszudrücken, welche diese Wahl uns verursacht. Wir sehen in dieser Ernennung ein kostbares Unterpfand des Wohlwollens des ersten Consuls gegen unsre Republik, und wir wünschen uns Glück zu der Ehre, Sie in unseren Mauern zu besitzen; wir sehen dies als die glücklichste Vorbedeutung für den Vortheil unsres Vaterlandes und unsrer Stadt an. Um Ihnen einen Beweis dieser Gefühle zu geben, haben wir beschlossen, Ihnen eine provisorische Wohnung einrichten zu lassen, welche würdig ist, Sie aufzunehmen und die mit angemessenen Möbeln und Effekten zu Ihrem Gebrauche ausgestattet ist, so gut die Lokalität und unsere Verhält-

nisse es gestatten, bis Sie selbst die nöthigen Einrichtungen nach Ihrem Geschmack haben treffen können.

„Haben Sie die Güte, mein Herr, dieses Anerbieten als einen Beweis unsrer aufrichtigen Absicht aufzunehmen, die französische Regierung in ihrem Gesaudten zu ehren, dessen Wahl ganz besonders einem unglücklichen Volke angenehm sein muß. Wir bitten Sie, uns von Ihrer Ankunft in unsrer Stadt zu benachrichtigen.

„Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung unsrer ehrfurchtsvollen Hochachtung.

„Der Präsident des Raths der Stadt Sitten
„von Riedmalten.

„Durch den Rath der Stadt
„der Sekretär des Raths
„von Sorrente."

Zwei Tage vor dem 20. März kleidete ich mich an, um von Bonaparte in den Tuilerien Abschied zu nehmen; ich hatte ihm seit dem Tage, an welchem er bei Lucian mit mir sprach, nicht wiedergesehen. Die Galerie, in welcher er empfing, war mit Menschen angefüllt; er war von Murat und einem ersten Adjutanten begleitet und ging hindurch fast ohne stehen zu bleiben. Je näher er mir kam, desto mehr fiel mir die Veränderung seines Gesichts auf; seine Wangen waren bleich und eingefallen, seine Augen stechend, seine Miene finster und abschreckend. Das Gefühl, welches mich vorher zu ihm hingezogen hatte, verschwand, und anstatt da, wo er vorüberkommen mußte, stehen zu bleiben, machte ich eine Bewegung. um ihm aus=

zuweichen. Er warf mir einen Blick zu, als bemühte er sich, mich zu erkennen, that einige Schritte auf mich zu, wendete sich dann aber ab und entfernte sich. War ich ihm wie eine Warnung erschienen? Sein Adjutant bemerkte mich; als die Menge mich verbarg, suchte er mich zwischen den vor mir stehenden Personen zu entdecken und zog den Consul nach mir hin; dieses Spiel dauerte fast eine halbe Stunde: ich zog mich beständig zurück und Napoleon folgte mir, ohne es zu wissen. Ich habe mir niemals erklären können, was der Adjutant im Sinne hatte. Hielt er mich für einen verdächtigen Menschen, den er noch nicht gesehen hatte? wollte er, wenn er wußte, wer ich war, Bonaparte zwingen, mit mir zu sprechen? Wie dem auch sein mochte, Napoleon ging in ein andres Zimmer. Zufrieden, meiner Pflicht nachgekommen zu sein, indem ich mich in den Tuilerien gezeigt hatte, entfernte ich mich. Aus der Freude, die ich immer empfand, wenn ich ein Schloß verließ, geht hervor, daß ich nicht dazu geboren war, mich darin aufzuhalten.

Als ich wieder ins Hotel de France kam, sagte ich zu einigen Freunden: „Es muß etwas Besonderes vorgegangen sein, was wir nicht wissen, denn Bonaparte kann sich nicht so sehr verändert haben, ohne krank zu sein.“ Bourienne hat meine sonderbare Vermuthung erfahren, er hat nur die Zeit verwechselt; folgendes sind seine Worte: „Als Herr von Chateaubriand von dem ersten Consul zurückkam, erklärte er seinen Freunden, daß er an dem ersten Consul eine große Veränderung und etwas Fürchterliches in seinem Blicke bemerkt habe.“

Ja, ich bemerkte es; ein ausgezeichneter Geist gebiert

das Böse nicht ohne Schmerz, weil es nicht seine natürliche Frucht ist und weil er es nicht tragen sollte.

Zwei Tage nachher, am 20. März, stand ich früh auf wegen einer Erinnerung, die mir schmerzlich und theuer war. Herr von Montmorin hatte an der Ecke der Straße Plumet am neuen Boulevard des Invalides ein neues Hotel bauen lassen. In dem Garten dieses Hotels, das während der Revolution verkauft worden war, hatte Frau von Beaumont, als sie fast noch ein Kind war, eine Cypresse gepflanzt, die sie mir zuweilen im Vorübergehen zeigte. Von dieser Cypresse, deren Ursprung und Geschichte mir allein bekannt war, wollte ich Abschied nehmen. Sie existirt noch, aber sie kränkelt und erhebt sich kaum bis zur Höhe des Fensters, unter dem eine Hand, die sich von ihr zurückgezogen hat, sie gern pflegte. Ich zeichne diesen schwächlichen Baum unter drei bis vier anderen seiner Gattung aus; er scheint mich zu kennen und sich zu freuen, wenn ich in seine Nähe komme; ein melancholisches Wehen beugt seine welke Krone ein wenig zu mir herab, und er flüstert an dem Fenster des verlassenen Zimmers. Ein geheimes Einverständniß zwischen uns, welches aufhören wird, wenn Einer von uns Beiden gefallen ist!

Nachdem ich meinen frommen Tribut entrichtet, ging ich den Boulevard und die Esplanade der Invaliden hinab, dann über die Brücke Ludwigs XVI. und durch den Garten der Tuilerien, den ich beim Pavillon Marsan wieder verließ, durch das Thor, welches jetzt nach der Straße Rivoli führt. Hier hörte ich zwischen elf und zwölf Uhr Mittags, daß ein Mann und eine Frau eine

offizielle Neuigkeit ausriefen; die Vorübergehenden blieben stehen, aufs Höchste erschrocken von den Worten: „Urtheil der in Vincennes zusammenberufenen außerordentlichen Militärcommission, durch welches über Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, geboren am 2. August 1772 in Chantilly, die Todesstrafe ausgesprochen worden ist.“

Dieses Geschrei traf mich wie ein Donnerschlag; es brachte eine Veränderung in mein Leben, wie in das Leben Napoleons. Ich ging nach Haus und sagte zur Frau von Chateaubriand: „Der Herzog von Enghien ist erschossen worden.“ Dann setzte ich mich an einen Tisch und schrieb mein Dimissionsgesuch. Frau von Chateaubriand machte keine Einwendungen dagegen und sah mich mit vielem Muthe schreiben. Sie verbarg sich nicht, in welcher Gefahr ich schwebte; man machte dem General Moreau und Georg Cadoudal den Prozeß; der Löwe hatte Blut gekostet und der Augenblick war nicht gut gewählt, ihn zu reizen.

Inzwischen kam Clausel de Coussergurs zu mir, welcher ebenfalls das Urtheil hatte ausrufen hören. Er fand mich mit der Feder in der Hand; mein Brief, in welchem ich auf seinen Rath und aus Rücksicht auf Frau von Chateaubriand die heftigsten Stellen gestrichen hatte, wurde abgeschickt; er war an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gerichtet. Auf die Abfassung kam wenig an; meine Ansicht und mein Verbrechen lag in der Thatsache meiner Dimission und Bonaparte täuschte sich darin nicht. Madame Bacciocchi erhob ein lautes Geschrei, als sie erfuhr, was sie meinen Abfall nannte; sie ließ mich zu sich rufen und machte mir die heftigsten Vor-

würfe. Fontanes war im ersten Augenblicke fast wahnsinnig vor Angst; er hielt mich mit Allen, die mir nahe standen, schon für erschossen. Mehrere Tage lang schwebten meine Freunde in der Furcht, mich durch die Polizei verhaftet zu sehen; sie kamen alle Stunden zu mir, und immer zitternd, wenn sie an die Loge des Portiers traten. Pasque kam am Tage nach meiner Dimission, um mich zu umarmen und mir zu sagen, welch ein Glück es sei, einen Freund wie mich zu haben. Er verharrte eine ziemlich lange Zeit in einer ehrenvollen Mäßigung, fern von einer Anstellung und von der Regierung.

Indessen hörte diese Regung von Sympathie, die uns zum Lobe einer edeln Handlung hinreißt, auf. Ich hatte in Rücksicht auf die Religion einen Posten außerhalb Frankreichs angenommen, den mir ein Mann von mächtigem Geiste übertragen hatte, der Ueberwinder der Anarchie, ein aus dem populären Prinzipe hervorgegangenes Oberhaupt, der Consul einer Republik, und nicht ein König, welcher eine usurpirte Monarchie fortsetzte. Ich stand damals allein mit meinen Gefühlen, weil ich consequent in meiner Handlungsweise war; ich zog mich zurück, als die Bedingungen, die ich unterzeichnen konnte, sich veränderten; sobald aber der Held sich in einen Mörder verwandelt hatte, drängte man sich in seine Vorzimmer. Ein halbes Jahr nach dem 20. März hätte man glauben können, daß es in der vornehmen Gesellschaft nur noch eine einzige Meinung gebe, mit Ausnahme einiger boshaften Witze, die man sich bei verschlossenen Thüren erlaubte. Die „gefallenen" Personen behaupteten „gezwungen" worden zu sein, und man zwang, wie man

sagte, nur Diejenigen, die einen großen Namen oder eine große Bedeutung besaßen, weshalb Jeder, um seine Wichtigkeit oder seinen alten Adel zu beweisen, es durch dringendes Anhalten dahin brachte, gezwungen zu werden.

Diejenigen, welche mir am meisten beigestimmt hatten, zogen sich zurück, denn mein Anblick war ihnen ein Vorwurf; die Klugen finden Unklugheit an Denen, die der Ehre gemäß handeln. Es giebt Zeiten, wo die Erhabenheit des Geistes ein wahres Gebrechen ist; Niemand begreift sie, sie gilt für eine Art Beschränktheit des Verstandes, für ein Vorurtheil, eine unkluge Gewohnheit der Erziehung, einen närrischen Einfall, eine Verkehrtheit, die uns verhindert, die Dinge zu beurtheilen; es ist, sagt man, vielleicht eine ehrenvolle Schwäche, aber ein einfältiger Ilotismus. Wie kann man eine Geschicklichkeit darin finden, nichts zu sehen, dem Gange der Zeit, der Bewegung der Ideen, der Umwandlung der Sitten, dem Fortschritte der Gesellschaft fremd zu bleiben? Ist es nicht ein beklagenswerther Irrthum, den Ereignissen eine Wichtigkeit beizulegen, die sie nicht haben. Hinter seine beschränkten Grundsätze verschanzt, mit einem eben so kurzsichtigen Verstande als Urtheile, ist man wie ein Mensch, der an der Hinterseite eines Hauses wohnt und nur in einen engen Hof blickt, so daß er nichts von dem weiß, was auf der Straße vorgeht, noch von dem Geräusche, daß man draußen hört. Dahin führt uns ein wenig Unabhängigkeit, man wird ein Gegenstand des Mitleids für die Mittelmäßigen; was die großen Geister mit liebevollem Stolze und scharfem Blicke betrifft, so verzeihen sie Euch ihre gnädige Geringschätzung, weil sie wissen, daß Ihr

nicht hören könnt. Ich resignirte mich daher demüthig auf meine literarische Laufbahn, ein armer Pindar, bestimmt, in meiner ersten olympischen Ode „die Vortrefflichkeit des Wassers“ zu besingen und den Wein den Glücklichen zu überlassen.

Die Freundschaft wendete mir das Herz des Herrn von Fontanes wieder zu; Madame Bacciochi stellte ihr Wohlwollen zwischen den Zorn ihres Bruders und meinen Entschluß; Herr von Talleyrand verschwieg aus Gleichgültigkeit oder aus Berechnung meine Dimission mehrere Tage lang, ehe er davon sprach, und als er sie Bonaparte ankündigte, hatte dieser Zeit gehabt nachzudenken. Als er von mir das einzige direkte Zeichen des Tadels eines ehrlichen Mannes erhielt, der sich nicht fürchtete, ihm zu trotzen, erwiderte er nichts als die Worte: „Es ist gut.“ Später sagte er zu seiner Schwester: „Sie haben viel Angst um Ihren Freund gehabt.“ Lange nachher, als er einmal mit Fontanes sprach, gestand er ihm, daß meine Dimission zu den Dingen gehörte, die ihn am meisten überrascht hätten. Herr von Talleyrand ließ mir einen Kanzleibrief schreiben, in welchem er mir sehr artige Vorwürfe machte, daß ich sein Departement meiner Talente und meiner Dienste beraubt habe. Ich zahlte die Kosten der Einrichtung zurück, und es war anscheinend Alles abgemacht. Aber indem ich es wagte, Bonaparte zu verlassen, hatte ich mich mit ihm auf gleiche Höhe gestellt, und er war mit seiner ganzen Pflichtvergessenheit gegen mich aufgebracht, wie ich es gegen ihn mit meiner ganzen Rechtschaffenheit war. Bis zu seinem Sturze hat er das Schwert über meinem Haupte hängen lassen; er kehrte

einige Male mit einer natürlichen Zuneigung zu mir zurück und suchte mich mit seinen unheilvollen Reichthümern zu betäuben; zuweilen näherte ich mich ihm in Folge der Bewunderung, die er mir einflößte und der Idee, daß ich in der Zeit einer socialen Umwälzung, nicht eines bloßen Dynastienwechsels, lebte; aber unsere beiden in vielfacher Beziehung unverträglichen Naturen traten bald wieder hervor, und sowie er mich gern hätte erschießen lassen, so hätte ich auch mir kein großes Gewissen daraus gemacht, ihn zu ermorden. Der Tod schafft oder vernichtet einen großen Mann; er hält ihn auf bei dem Schritte, den er abwärts thun oder auf der Stufe, die er aufwärts steigen will; es ist eine erfüllte oder eine verfehlte Bestimmung; im ersten Falle prüft man, was sie gewesen ist, im letzten stellt man Vermuthungen an, was sie hätte werden können.

Hätte ich bei Erfüllung meiner Pflicht weit aussehende, ehrgeizige Absichten gehabt, so hätte ich mich getäuscht. Karl X. erfuhr erst in Prag, was ich im Jahre 1804 gethan hatte, als er sein Königreich wieder verloren hatte.

Das Jahr 1804. — Ich beziehe eine Wohnung in der Straße Miromesnil. — Verneuil. — Alexis von Tocqueville. — Mesnil. — Mézy. — Méreville.

Von dem thätigen Leben entfernt und durch die Protection der Madame Bacciochi vor dem Zorn Bonaparte's

geschützt, verließ ich meine provisorische Wohnung in der Rue de Beaune und zog in die Straße Miromesnil. Das kleine Hotel, welches ich miethete, hat später Herr von Lally-Tolendal und Madame Denain, seine Geliebte, bewohnt. Mein Gärtchen stieß an einen Zimmerplatz, und neben meinen Fenster stand eine hohe Pappel, welche Herr von Lally-Tolendal selbst und mit seiner eignen plumpen Hand, die er später durchsichtig und fleischlos sah, fällte; dies war eine Illusion wie eine andre. Das Pflaster der Straße ging damals vor meiner Thür zu Ende; weiter aufwärts führte die Straße oder der Weg über einen unbebauten Raum, den man die Butte aux Lapins nannte. Diese Butte aux Lapins, auf der nur einige isolirte Häuser standen, grenzte zur Rechten an den Tivoligarten, und zur Linken an den Park von Monceaux. Ich ging zuweilen in diesem verlassenen Park spazieren, in welchem die Revolution unter den Orgien des Herzogs von Orleans begann; man hatte ihn mit Nuditäten von Marmor und mit künstlichen Ruinen verziert, Symbole der leichtfertigen und ausschweifenden Politik, welche Frankreich mit Buhlerinnen und Träumereien bedeckt hat.

Ich beschäftigte mich mit nichts; höchstens unterhielt ich mich im Park mit einigen Kiefern oder sprach von dem Herzog von Enghien mit drei Raben am Ufer eines unter einem Teppich von grünem Moose verborgenen künstlichen Flusses. Meiner alten Gesandtschaft und meiner römischen Freunde beraubt, wie ich früher plötzlich von meinen Freunden in London getrennt worden war, wußte ich nicht, was ich mit meiner Phantasie und meinen Gefühlen beginnen sollte. Ich sandte sie jeden Abend der Sonne

nach, aber ihre Strahlen konnten sie nicht über die Meere entführen. Ich kehrte in meine Wohnung zurück und suchte beim Geräusch der Pappel einzuschlafen.

Indessen hatte meine Dimission meinen Ruf vergrößert; ein wenig Muth kleidet in Frankreich immer gut. Einige Personen aus der früheren Gesellschaft der Frau von Beaumont führten mich in neue Schlösser ein.

Herr von Tocqueville, der Schwager meines Bruders und Vormund meiner beiden verwaisten Neffen, bewohnte das Schloß der Frau von Senozan; es gab überall Erbschaften des Schaffots. Hier sah ich meine Neffen mit ihren drei Vettern von Tocqueville aufwachsen, unter denen sich Alexis, der Verfasser der „Demokratie in Amerika" auszeichnete. Er wurde in Verneuil mehr verzogen, als ich es in Combourg geworden war. War er die letzte Berühmtheit, die ich unbekannt in ihren Windeln gesehen hatte? Alexis von Tocqueville hat das civilisirte Amerika durchreist, dessen Wälder ich durchwandert hatte.

Verneuil hat seinen Besitzer gewechselt; es ist das Eigenthum der Frau von Saint-Fargeau geworden, welche durch ihren Vater und durch die Revolution, die sie als Tochter adoptirte, berühmt geworden ist.

In der Nähe von Nantes, in Mesnil, wohnte Frau von Rosambo; mein Neffe, Ludwig von Chateaubriand, vermählte sich hier später mit Fräulein von Orglandes, einer Nichte der Frau von Rosambo; diese zeigt ihre Schönheit nicht mehr an den Ufern des Teiches und unter den Buchen des Schlosses, sie ist dahin gegangen. Als ich von Verneuil nach Mesnil fuhr, begegnete ich unterwegs Herrn von Mézy, dessen Gattin ein in die Tugend

und den Schmerz der Mutter gehüllter Roman war. Hätte wenigstens ihr Kind, welches aus einem Fenster stürzte und sich den Kopf zerschmetterte, wie die jungen Wachteln, die wir jagten, über das Schloß hinwegfliegen und sich auf der Isle Belle, der reizenden Seineinsel, niederlassen können!

Auf dem jenseitigen Ufer der Seine, unweit des Marais, hatte mich Frau von Vintimille in Méréville eingeführt. Méréville war eine durch das Lächeln einer Muse geschaffene Oase, aber einer der Musen, welche die gälischen Dichter gelehrte Feen nennen. Hier wurden die Abenteuer von Blanca und Velleda vor vornehmen Geschlechtern gelesen, welche wie Blumen aus einander hervorgehen und jetzt die Klagen meiner späteren Jahre anhören.

Nach und nach sah mein durch die Ruhe in meiner Straße ermüdeter Geist ferne Gestalten sich bilden. Der „Genie du Christianisme“ brachte mich auf die Idee, die Probe auf dieses Werk zu machen, indem ich die christlichen mit mythologischen Figuren vermischte. Ein Schatten, dem ich lange nachher den Namen Cymodocée gab, bildete sich in unbestimmten Umrissen in meinem Kopfe; noch kein Zug desselben war festgestellt. Sobald ich diese Cymodocée errathen hatte, schloß ich mich mit ihr ein, wie ich es immer mit den Töchtern meiner Phantasie thue; aber ehe sie den Zustand des Traumes verlassen und durch die elfenbeinerne Pforte an den Ufern des Lethe ankommen, verändern sie oft ihre Gestalt. Wenn ich sie aus Liebe schaffe, so vernichte ich sie auch aus Liebe und der einzige geliebte Gegenstand, den ich an das Licht

des Tages bringe, ist die Frucht von tausend Treulosigkeiten.

Ich wohnte nicht länger als ein Jahr in der Straße Miromesnil, denn das Haus wurde verkauft. Ich wurde mit der Marquise von Coislin einig, welche mir das Halbgeschoß ihres Hotels auf dem Platze Ludwigs XV. vermiethete.

Frau von Coislin.

Frau von Coislin war eine Dame von äußerst vornehmen Manieren. Obgleich sie gegen achtzig Jahre alt war, so hatte ihr stolzes gebieterisches Auge doch noch einen Ausdruck von Geist und Ironie. Frau von Coislin besaß gar keine Adelsbriefe und sie rühmte sich dessen; sie hatte das Jahrhundert Voltaire's durchlebt, ohne es zu ahnen; wenn sie irgend eine Idee davon gehabt hat, so war diese wie aus einer Zeit redseliger Bürger. Nicht daß sie niemals von ihrer Herkunft sprach, denn sie war zu hoch gebildet, um sich lächerlich zu machen, und sie verstand es sehr gut, Leute geringen Standes bei sich zu sehen, ohne sich etwas zu vergeben; aber sie war eine Enkelin des ersten Marquis Frankreichs. Wenn sie von Dragon de Nesle stammte, welcher im Jahre 1096 in Palästina seinen Tod fand, von Raoul de Nesle, Connetable und von Ludwig XI. zum Ritter geschlagen, von Johann II. von Nesle, Regenten Frankreichs während des

letzten Kreuzzugs des heiligen Ludwig, so behauptete Frau von Coislin, dies sei ein Irrthum des Schicksals, für den man sie nicht verantwortlich machen dürfe, sie gehöre von Natur dem Hofe an, wie andere Glücklichere der Straße angehören, so wie man entweder ein Racepferd oder ein Fiakergaul ist; sie habe keine Schuld an diesem Zufall und sie müsse das Unglück ertragen, mit welchem der Himmel sie gestraft habe.

Hatte Frau von Coislin mit Ludwig XV. in einem Verhältnisse gestanden? sie hat es mir nie zugegeben, indessen gestand sie, daß sie sehr von ihm geliebt worden sei, doch habe sie den königlichen Anbeter mit der größten Strenge behandelt. „Ich habe ihn zu meinen Füßen gesehen,“ erzählte sie mir; „er hatte wunderschöne Augen und seine Rede war verführerisch. Er bot mir einmal an, mir eine Toilette von Porzellan zum Geschenk zu machen, die Frau von Pompadour besaß. — O, Sire, sagte ich zu ihm, ich müßte mich doch darunter verbergen?“

Durch einen sonderbaren Zufall habe ich diese Toilette bei der Marquise von Cunningham wieder gesehen; sie hatte sie von Georg IV. erhalten und zeigte sie mir mit einer amüsanten Unbefangenheit.

Frau von Coislin bewohnte in ihrem Hotel ein Zimmer, dessen Fenster sich unter der Colonade öffneten, welche mit der des Garde-Meuble correspondirt. Zwei Marinestücken von Vernet, welche Ludwig der Vielgeliebte der edeln Dame geschenkt hatte, hingen über einer alten Tapete von grünem Seidenstoffe. Frau von Coislin blieb bis zwei Uhr Nachmittags in einem großen Bett, dessen Vorhänge ebenfalls von grüner Seide waren, in die Kissen

zurückgelehnt und von ihnen unterstützt; eine Art Nachthaube, welche unordentlich auf ihrem Kopfe befestigt war, ließ ihre grauen Haare sehen. Altmodisch gefaßte Diamantenohrgehänge fielen auf den Kragen ihres mit Tabak bestreuten Nachtmantels herab, wie bei den eleganten Damen zur Zeit der Fronde. Um sie her lagen auf der Bettdecke Adressen von Briefen, welche von den Briefen abgerissen waren und die sie überall mit ihren Gedanken beschrieb. Sie kaufte kein Papier, die Post mußte es ihr liefern. Von Zeit zu Zeit steckte ein kleines Hündchen, Namens Lilly, seine Nase unter den Betttüchern hervor, bellte mich fünf bis sechs Minuten lang an und kroch dann knurrend wieder in den Stall seiner Herrin zurück. So hatte die Zeit den Jugendliebschaften Ludwigs XV. mitgespielt. Frau von Chateauroux und ihre beiden Schwestern waren Cousinen der Frau von Coislin; diese würde nicht, wie Frau von Mailly, einem Manne, der sie in der Kirche Saint-Roch mit einem gemeinen Namen beschimpfte, geantwortet haben: „Da Ihr mich kennt, mein Freund, so betet für mich zu Gott."

Frau von Coislin, welche wie viele geistreiche Leute geizig war, verschloß ihr Geld in die Schränke. Wenn ich sie in unentwirrbare Ziffern vergraben fand, kam sie mir vor wie der Geizhals Hermokrates, der, als er sein Testament dictirte, sich selbst zum Erben einsetzte. Indessen gab sie zuweilen ein Diner, aber sie schmähte heftig auf den Kaffee, den, wie sie sagte, Niemand liebte und den man nur einnahm, um die Mahlzeit zu verlängern.

Frau von Chateaubriand reiste mit Frau von Coislin und dem Marquis von Nesle nach Vichy; der Marquis

fuhr voraus und bestellte die vortrefflichsten Diners; Frau von Coislin kam nach ihm und verlangte nichts als ein halbes Pfund Kirschen. Bei der Abreise erhielt sie dann ungeheure Rechnungen und so entstand ein fürchterlicher Lärm. Sie wollte von nichts als von den Kirschen wissen, der Wirth aber bestand darauf, daß man in einem Gasthofe das Diner bezahlen müsse, man möge es essen oder nicht.

Frau von Coislin hatte sich einen Illuminismus nach ihrer eigenen Weise gebildet. Leichtgläubig und ungläubig zugleich, verleitete sie ihr Mangel an Glauben die Glaubenslehren zu verspotten, vor denen sie sich aus Aberglauben fürchtete. Sie hatte die Bekanntschaft der Frau von Krüdner gemacht; die geheimnißvolle Französin war nur Illuminatin sub beneficio inventarii und sie gefiel der glühenden Russin nicht, die ihr eben so wenig zusagte. Frau von Krüdner sagte in leidenschaftlichem Tone zu Frau von Coislin: „Wer ist Ihr innerer Beichtvater, Madame?“ — „Ich kenne meinen inneren Beichtvater nicht,“ gab ihr Frau von Coislin zur Antwort, „ich weiß nur, daß mein Beichtvater sich im Innern seines Beichtstuhles befindet.“ Nach diesem Gespräch sahen sie einander nicht wieder.

Frau von Coislin rühmte sich, eine neue Mode bei Hofe eingeführt zu haben, die Mode der fliegenden Chignons, trotzdem, daß die fromme Königin Maria Leszinska sich dieser gefährlichen Neuerung widersetzte. Sie behauptete, daß eine Person von Stande es sich früher nicht hätte in den Sinn kommen lassen, ihren Arzt zu bezahlen. Sie eiferte gegen den Ueberfluß an Leibwäsche, indem sie sagte: „Das schmeckt nach der Emporkömmlingin; wir

Hofdamen hatten nie mehr als zwei Hemden, welche erneuert wurden, wenn sie abgenutzt waren; wir gingen in seidenen Kleidern und sahen nicht aus wie Grisetten, wie unsere heutigen jungen Damen."

Madame Suard, welche in der Rue Royale wohnte, hatte einen Haushahn, dessen Krähen, das man über die Höfe hinweg hörte, der Frau von Coislin lästig wurde. Sie schrieb daher an Madame Suard: „Madame, lassen Sie Ihrem Hahne den Hals abschneiden." Madame Suard antwortete einfach, „daß sie ihrem Hahne den Hals nicht abschneiden lassen werde." Damit hatte die Correspondenz ein Ende, aber Frau von Coislin schrieb an Frau von Chateaubriand: „Ach, meine Gute, in welchen Zeiten leben wir! Und das ist eine Tochter dieses Pankoucke, die Frau dieses Mitglieds der Akademie, Sie wissen schon."

Herr Henin, ehemaliger Beamter im Ministerium des Auswärtigen und so langweilig wie ein Protokoll, schrieb dicke Romane. Er las eines Tages der Frau von Coislin eine Beschreibung vor: „Eine weinende und verlassene Geliebte fing melancholisch einen Lachs." Frau von Coislin, welche die Geduld verlor und den Lachs nicht liebte, unterbrach den Schriftsteller und sagte zu ihm mit der ernsten Miene, die sie so komisch machte: „Herr Henin, könnten Sie diese Dame nicht einen andern Fisch fangen lassen?"

Die Geschichten, welche Frau von Coislin erzählte, ließen sich nicht wiedergeben, denn sie enthielten nichts, es lag Alles in der Pantomime, in dem Accent und in der Miene der Erzählerin; sie lachte niemals. Es war dar-

unter ein Gespräch zwischen Herrn und Madame Jacqueminot, das an komischem Effekt Alles übertraf. Wenn Madame Jacqueminot im Gespräch zwischen den beiden Ehegatten erwiederte: „Aber, Herr Jacqueminot!" dann sprach sie diesen Namen in einem Tone aus, daß man sich eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnte. Genöthigt, es vorübergehen zu lassen, wartete Frau von Coislin mit der größten Ernsthaftigkeit und indem sie eine Prise nahm.

Als sie in einer Zeitung den Tod mehrerer Könige las, nahm sie ihre Brille ab und sagte sich schneuzend: „Es ist eine Seuche unter das Kronenvieh gekommen."

Als sie dem Tode nahe war, behauptete Jemand an ihrem Bett, man sterbe nur, weil man sich gehen lasse; wenn man recht aufmerksam wäre und den Feind nicht aus den Augen verlöre, würde man am Leben bleiben. „Ich will es glauben," sagte sie, „aber ich fürchte, daß ich zerstreut sein werde." Bald darauf starb sie.

Am folgenden Tage ging ich zu ihr hinunter und fand Herrn und Frau von Avaray, ihre Schwester und Schwager vor dem Kamin an einem kleinen Tische sitzend und einen Sack voll Louisdor zählend, den sie aus einer Höhlung hinter dem Wandgetäfel genommen hatten. Die arme Verstorbene lag in ihrem Bett hinter den halb offenen Vorhängen, sie hörte nicht mehr den Klang des von Bruderhänden gezählten Goldes.

Unter den Gedanken, welche die Verstorbene auf den Rand gedruckter Blätter und auf Briefkouverts geschrieben hatte, gab es mehrere von außerordentlicher Schönheit.

Reise nach Vichy, nach der Auvergne und nach dem Montblanc.

Im Sommer des Jahres 1805 reiste ich zu Frau von Chateaubriand nach Vichy, wohin Frau von Coislin, wie ich schon erwähnte, sie geführt hatte. Ich fand dort nicht die Herren Jussac, Thermes und Flamarens, welche Frau von Sevigné im Jahre 1677 „vor und hinter sich hatte;" sie schlummerten schon seit hundert und einigen zwanzig Jahren. Ich ließ in Paris meine Schwester, Frau von Caud zurück, die sich seit dem Herbst 1804 daselbst niedergelassen hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Vichy schlug mir Frau von Chateaubriand vor, eine Reise zu machen, um uns auf einige Zeit den politischen Quälereien zu entziehen.

Man hat in meine Werke zwei kleine „Reisen" aufgenommen, die ich damals nach der Auvergne und nach dem Montblanc machte. Nach einer Abwesenheit von vier- und dreißig Jahren bereiteten mir Leute, die meiner Person fremd waren, in Clermont einen Empfang, wie einem alten Freunde. Wer sich lange mit den Grundsätzen beschäftigt, welche das Menschengeschlecht allgemein angenommen hat, findet in allen Familien Brüder und Schwestern, denn wenn der Mensch undankbar ist, so ist die Menschheit dankbar. Für Diejenigen, welche mit uns durch einen nachsichtigen Ruf bekannt worden sind und die uns nie gesehen haben, ist man immer der Nämliche; man bleibt immer in dem Alter, das sie uns beigelegt haben, ihre Zuneigung, welche durch unsre Anwesenheit nicht ge-

stört wird, steht uns immer jung und schön wie die Gefühle, die sie in unseren Schriften lieben.

Als ich noch ein Knabe war und in meiner Bretagne von der Auvergne sprechen hörte, bildete ich mir ein, dies sei ein weit entferntes Land, wo man die merkwürdigsten Dinge zu sehen bekäme, das man nur mit der größten Gefahr betreten könne, indem man unter dem Schutze der heiligen Jungfrau reiste. Ich kann nicht ohne eine gewisse gerührte Neugierde die kleinen Auvergnaten sehen, die, mit einem kleinen hölzernen Kästchen ihr Glück in der weiten Welt suchen. Sie haben fast nichts als die Hoffnung in ihrem Kasten, wenn sie von ihren Felsen herabkommen, und wohl ihnen, wenn Sie diese wieder mit nach Haus bringen.

Ach! es war nicht zwei Jahre her, seitdem Frau von Beaumont am Ufer der Tiber ruhte, als ich im Jahre 1805 den Boden ihres Geburtslandes betrat; ich war nur einige Lieues von diesem Montd'or entfernt, wo sie das Leben gesucht hatte, das sie nur etwas verlängerte, um Rom zu erreichen. Im vorigen Sommer 1838 habe ich diese nämliche Auvergne wieder durchreist. Zwischen die beiden Jahreszahlen 1805 und 1838 kann ich die in der Gesellschaft um mich her vorgegangenen Veränderungen stellen.

Wir verließen Clermont und kamen auf der Reise nach Lyon durch Thiers und Roanne. Diese Straße, welche damals nicht sehr bereist wurde, folgte hin und wieder dem Laufe des Lignon. Der Verfasser der Asträa, welcher kein großer Geist ist, hat gleichwohl Gegenden und Personen erfunden, welche existiren, so groß ist die Schö-

pfungskraft der Fiction, wenn sie dem Alter angemessen ist, in dem sie erscheint. Es liegt übrigens etwas sinnreich-phantastisches in dieser Wiederauferstehung der Nymphen und Najaden, die sich unter die Hirten, die Damen und die Ritter mischen; diese verschiedenen Welten verbinden sich leicht mit einander und man läßt sich gern die mit den Erfindungen des Romans verbundenen Fabeln der Mythologie gefallen. Rousseau hat erzählt, wie er von d'Urfé betrogen wurde.

In Lyon sahen wir Herrn Ballanche wieder. Er reiste mit uns nach Genf und nach dem Montblanc. Er ging überall mit, wohin man ihn führte, wenn er auch nicht die geringste Veranlassung dazu hatte. In Genf wurde ich nicht von Clotilden, der Braut Chlodowigs am Stadtthore empfangen. Herr von Barante der Vater war Präfect des Departements des Leman geworden. Ich besuchte in Coppet Frau von Staël; ich fand sie allein in ihrem Schlosse, welches einen trauernden Hof beherbergte. Ich sprach mit ihr von ihrem Reichthume und von ihrer Einsamkeit, als von einem kostbaren Mittel der Unabhängigkeit und des Glücks; aber ich verletzte sie damit. Frau von Staël liebte die Welt, sie betrachtete sich als die unglücklichste Frau in einem Exil, welches mich glücklich gemacht haben würde. Was war in meinen Augen das Unglück, auf seinen Gütern im Besitz aller erdenklichen Bequemlichkeiten zu leben? Was war es für ein Unglück, Ruhm, Muße und Ruhe auf einer reichen Besitzung im Angesichte der Alpen zu genießen, im Vergleich mit Tausenden von Schlachtopfern ohne Brod, ohne Namen und ohne Stütze, welche nach allen Winkeln Europa's verbannt

sind, nachdem ihre Aeltern auf dem Schaffotte geendigt hatten? Es ist unangenehm, an einer Krankheit zu leiden, von der der große Haufe keinen Begriff hat. Ueberdies wird diese Krankheit dadurch nur noch heftiger; man schwächt sie nicht, indem man sie mit anderen Uebeln vergleicht; man kann über den Schmerz Anderer nicht urtheilen; was den Einen betrübt, macht dem Andren Freude, die Herzen haben verschiedene Geheimnisse, welche anderen Herzen unverständlich sind; man darf mit Niemandem über seine Leiden streiten; es ist mit den Schmerzen wie mit dem Vaterlande, jeder Mensch hat seine eigenen.

Frau von Staël besuchte am folgenden Tage Frau von Chateaubriand in Genf, dann fuhren wir nach Chamouny. Meine Ansicht über die Berggegenden gab zu der Bemerkung Anlaß, daß ich den Sonderling spielen wolle, aber dies war nicht der Fall. Man wird sehen, wenn ich vom St. Gotthard spreche, daß ich diese Ansicht behalten habe. Man liest in der Reise nach dem Montblanc eine Stelle, die ich ins Gedächtniß zurückrufen will, da sie die vergangenen Ereignisse meines Lebens mit den damals zukünftigen Ereignissen dieses Lebens, welche jetzt ebenfalls vergangen sind, verbindet.

„Es giebt nur ein einziges Verhältniß, in dem es wahr ist, daß die Berge das Vergessen der Unruhen der Welt erzeugen, nämlich wenn man sich von der Welt zurückzieht, um sich der Religion zu weihen. Ein Anachoret, der sich dem Dienste der Menschheit widmet, ein Heiliger, der über die Größe Gottes nachdenken will, können auf einsamen Felsen Ruhe und Frieden finden; aber es ist

nicht die Ruhe des Ortes, welche in die Seele dieser Einsiedler übergeht; es ist im Gegentheil ihre Seele, die ihre Ruhe in der Region der Stürme um sich her verbreitet. Es giebt Gebirge, die ich noch jetzt mit großem Vergnügen besuchen würde, nämlich die von Griechenland und von Judäa. Wie gern würde ich die Gegenden durchwandern, mit denen mich zu beschäftigen mich meine jetzigen Studien täglich nöthigen! Wie gern würde ich auf dem Tabor und auf dem Taygetes andere Farben und andere Harmonien suchen, nachdem ich die unberühmten Gebirge und die unbekannten Thäler der neuen Welt geschildert habe." Diese letzten Zeilen kündigten die Reise an, die ich in der That im folgenden Jahre, 1806, unternahm.

Als wir wieder nach Genf kamen, ohne Frau von Staël in Coppet noch einmal besucht zu haben, fanden wir die Gasthöfe überfüllt. Ohne den Beistand des Herrn von Forbin, welcher dazu kam und uns ein schlechtes Mittagsessen in einem dunkeln Vorzimmer verschaffte, würden wir die Vaterstadt Rousseau's hungrig verlassen haben. Herr von Forbin schwamm damals in Seligkeit; aus seinen Augen strahlte das Glück, von dem sein Inneres überströmte, und seine Füße berührten kaum den Boden. Von seinen Talenten und seinem Glücke getragen, stieg er von den Bergen herab, wie aus dem Himmel, in eine Malerjacke gekleidet, mit der Palette am Daumen und den Pinseln im Köcher. Nichts destoweniger war er ein gutmüthiger Mensch und trotz seines überaus großen Glücks schickte er sich an, mir einst nachzuahmen, wenn ich die Reise nach Syrien gemacht haben

würde; er wollte sogar bis Calcutta gehen, um die Liebesgötter auf einem ungewöhnlichen Wege zurückzubringen, wenn sie auf den gangbaren Straßen nicht kommen sollten. In seinem Blicke lag eine gönnerhafte Theilnahme; ich war arm, bescheiden, hatte wenig Vertrauen zu mir selbst und hielt nicht die Herzen der Fürstinnen in meinen mächtigen Händen. In Rom war ich so glücklich, Herrn von Forbin sein Diner am Genfer See zurückgeben zu können; ich hatte das Verdienst, Gesandter geworden zu sein. In den jetzigen Zeiten findet man den armen Teufel, den man des Morgens auf der Straße verlassen des Abends als König wieder.

Dieser vornehme Edelmann, durch das Recht der Revolution Maler geworden, begann die Generation von Künstlern, die sich selbst in Skizzen, Carricaturen und Grotesken herabsetzen. Einige tragen furchtbare Schnurrbärte, als ob sie die Welt erobern wollten; ihre Pinsel sind Hellebarden, ihre Schaber Säbel; andere haben ungeheure Bärte, herabhängende oder verworrene Haare und rauchen eine Cigarre wie ein Vulkan. Diese „Vettern des Regenbogens,“ wie unser alter Regnier sagt, haben die Köpfe voll Ueberschwemmungen, Meere, Flüsse, Wälder, Wasserfälle, Stürme oder Mordscenen, Martern und Schaffotte. Bei ihnen findet man Menschenschädel, Fleurets, Mandolinen, Pickelhauben und Dolmans. Prahlerisch, unternehmend, unartig, liberal (bis auf das Bild des Tyrannen, welches sie malen) streben sie danach, eine besondere Gattung zwischen dem Affen und dem Satyr zu bilden; sie wollen Andere zu der Ueberzeugung bringen, daß das Geheimniß des Ateliers seine Gefahren habe und

daß es keine Sicherheit für die Modelle bietet. Aber sie erkaufen auch diese Wunderlichkeiten durch ein exaltirtes Leben, durch einen leidenden und empfindlichen Körper, durch eine gänzliche Selbstverleugnung, durch eine aufopfernde Hingebung für das Unglück Anderer, durch eine zarte, erhabene, idealisirte Gefühlsweise, durch eine mit edlem Stolze angenommene und ertragene Armuth und zuweilen durch unsterbliche Talente, die Erzeugnisse des Fleißes der Leidenschaft, des Genies und der Einsamkeit.

Wir hatten Genf des Nachts verlassen, um nach Lyon zurückzukehren, und wurden vor den Thoren des Forts de l'Ecluse aufgehalten, da sie noch nicht geöffnet waren. Während dieser Station der Hexen Macbeths auf der Haide gingen sonderbare Dinge in mir vor. Meine dahingeschwundenen Jahre standen wieder auf und umgaben mich wie ein Gespensterschwarm. Meine heißen Tage kehrten zurück in ihren Flammen und in ihrer Traurigkeit. Mein durch den Tod der Frau von Beaumont ausgehöhltes Leben war leer geblieben; luftige Gestalten, Houris oder Träume, stiegen aus diesem Abgrunde empor, ergriffen mich an der Hand und führten mich in die Zeiten der Sylphide zurück. Ich war nicht mehr an dem Orte, wo, ich mich befand, ich träumte von anderen Ufern. Eine geheime Macht trieb mich nach den Regionen der Morgenröthe, wohin mich überdies der Plan zu meiner neuen Arbeit und die fromme Stimme zog, die mich des Gelübdes der Bäuerin, meiner Amme, entband. Da alle meine Kräfte gewachsen waren, da ich nie das Leben gemißbraucht hatte, gab es meinem Verstande höhere Kraft und die Kunst, welche in meiner Natur die Oberhand hatte,

vermehrte noch die Begeisterung des Dichters. Ich hatte das, was die Väter der Thebaide, das Aufsteigen des Herzens nannten. Raphael (man verzeihe mir die Gotteslästerung des Gleichnisses) würde vor der auf der Staffelei nur skizzirten Verklärung von seinem Meisterwerke nicht stärker electrisirt worden sein als ich es von diesem Eudoros und dieser Cymodocea war, von denen ich noch nicht einmal den Namen wußte und deren Bild ich durch eine Atmosphäre von Liebe und Sinnengenuß sah.

So kehrt zuweilen der angeborne Genius, der mich in der Wiege quälte, zurück, nachdem er mich verlassen hat; so erneuern sich meine alten Leiden; nichts heilt in mir; wenn meine Wunden sich auf Augenblicke schließen, so öffnen sie sich plötzlich wieder wie die der Crucifixe des Mittelalters, welche am Jahrestage der Passion bluten. Ich habe kein andres Mittel, um mir in diesen Krisen Erleichterung zu verschaffen, als daß ich dem Fieber meines Geistes freien Lauf lasse, wie man sich die Adern öffnen läßt, wenn das Blut nach dem Herzen oder nach dem Kopfe strömt. Aber wovon spreche ich! O Religion, wo sind Deine Kräfte, Deine Zügel, Deine Balsame! Schreibe ich nicht dies Alles unzählige Jahre nach der Stunde, wo ich René das Leben gab? Ich hatte tausend Gründe, um mich todt zu glauben, und ich lebe noch! das ist sehr traurig! Diese Schmerzen des einsam stehenden Dichters, welcher verurtheilt ist, Saturn zum Trotz den Frühling zu ertragen, sind einem Menschen, der nicht aus den gewöhnlichen Gesetzen heraustritt, unbekannt. „Die jungen Zicklein,“ sagt Appian, „sorgen für den Urheber ihres Lebens; wenn dieser in die Netze des Jägers gefal-

len ist, bringen sie ihm in ihrem Munde das zarte, blühende Gras, das sie in der Ferne gepflückt haben und auf dem Rande ihrer Lippen das im nächsten Bache geschöpfte frische Wasser."

Rückkehr nach Lyon.

Als wir wieder nach Lyon kamen, fand ich Briefe von Joubert, in denen er mir meldete, daß es ihm unmöglich sei, vor dem Monat September in Villeneuve einzutreffen. Ich antwortete ihm darauf:

„Ihre Abreise von Paris ist zu weit entfernt und genirt mich daher; Sie werden einsehen, daß meine Frau nicht vor Ihnen in Villeneuve sein will. Sie hat auch ihren Kopf, und seitdem sie bei mir ist, habe ich zwei Köpfe zu regieren, die Beide nicht sehr gehorsam sind. Wir werden daher noch in Lyon bleiben, wo wir so ausgezeichnet zu essen bekommen, daß ich mich kaum entschließen kann, diese vortreffliche Stadt zu verlassen. Der Abbé von Bonnevie ist aus Rom zurück und ebenfalls hier; er befindet sich ganz vortrefflich, ist vergnügt, predigt und denkt nicht mehr an sein Unglück; er umarmt Sie und wird nächstens an Sie schreiben. Kurz, Jedermann ist lustig und guter Dinge, ich allein ausgenommen; Sie

allein murren. Sagen Sie doch Fontanes, daß ich bei Herrn Saget gespeist habe.“

Dieser Herr Saget war der Gott der Geistlichen. Er wohnte an den Bergen von Saint=Foix in der Region des guten Weines. Man stieg zu ihm empor, ungefähr an derselben Stelle, wo Rousseau eine Nacht am Ufer der Saone zugebracht hatte.

Mit Rousseau's schöner Reisebeschreibung in der Hand, kamen wir zu Herrn Saget. Dieses altfränkische, hagere Männchen war früher verheirathet gewesen; er trug eine grüne Mütze, einen Rock von grauem Camelot, ein Beinkleid von Nankin, blaue Strümpfe und Castorschuhe. Er hatte lange in Paris gelebt, wo er ein Verhältniß mit Mademoiselle Devienne hatte. Sie schrieb ihm sehr geistreiche Briefe, schalt ihn aus und gab ihm vortreffliche Rathschläge, auf die er jedoch nicht achtete, denn er nahm die Welt nicht ernsthaft; er glaubte wahrscheinlich, wie die Mexikaner, daß die Welt schon vier Sonnen verbraucht habe und daß unter der vierten, die uns jetzt leuchtet, die Menschen in große Affen verwandelt worden wären. Er kümmerte sich eben so wenig um den Märtyrertod des heiligen Pothin und der heiligen Irenäa, als um die Ermordung der auf Befehl Mandelots, des Gouverneurs von Lyon, in einer Reihe aufgestellten Protestanten, denen der Hals durchgängig von der nämlichen Seite abgeschnitten wurde. Dem Platze der Erschießung von Brotteaux gegenüber erzählte er mir die einzelnen Umstände derselben, während er zwischen seinen Weinstöcken auf und ab ging und einige Verse von Loyse Labbé unter seine Erzählung mischte; er würde während der letzten Unglücks=

tage Lyons unter der zur Wahrheit gewordenen Charte*) kein Wort verloren haben.

An gewissen Tagen wurde in Saint-Foix ein Kalbskopf zur Schau gelegt, der fünf Nächte in Essig gelegen hatte, in Madeirawein gekocht und mit den feinsten Dingen gefüllt war; sehr hübsche Bauernmädchen servirten bei Tische und schenkten vortrefflichen inländischen Wein aus großen, drei Bouteillen fassenden Glasflaschen ein. Ich und das Kapitel im Priesterrocke, von dem die ganze Anhöhe schwarz war, sprachen dem Gastmahle Sagets zu.

Unser dapifer fand bald das Ende seiner Vorräthe; in der Dürftigkeit seiner letzten Lebensjahre wurde er von einigen alten Geliebten aufgenommen, die ihn während seines Lebens geplündert hatten, „eine Art Frauen," sagt der heilige Cyprian, „welche leben, als wenn sie geliebt werden könnten.

Reise nach der großen Karthause.

Wir entrissen uns den Genüssen von Capua, um, immer in Gesellschaft des Herrn Ballanche, die Karthause zu besuchen. Wir mietheten einen Wagen, dessen wackelige

---

*) Eine beißende Bemerkung über die Julirevolution, nach welcher die von Ludwig XVIII. ertheilte Constitution revidirt und wie oben genannt wurde. Man kennt die furchtbaren Scenen, welche in Lyon im Jahre 1834 vorfielen.

Anmerk. des Uebersetzers.

Räder ein klägliches Geräusch machten. Als wir nach Vorrappe kamen, kehrten wir in einem Wirthshause im oberen Theile der Stadt ein. Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch stiegen wir zu Pferde und traten unter der Leitung eines Führers unsren Marsch an. Im Dorfe Saint-Laurent, unterhalb der großen Karthause kamen wir an den Eingang des Thales und folgten zwischen zwei Felsen dem nach dem Kloster hinauf führenden Wege. Ich habe schon, als ich von Comburg sprach, erwähnt, was ich an diesem Orte empfand. Die Gebäude verfielen unter der Aufsicht einer Art Pächters der Ruinen. Ein Laienbruder war hier geblieben, um einen kranken Einsiedler zu pflegen, der vor Kurzem gestorben war; die Religion hatte der Freundschaft Treue und Gehorsam auferlegt. Wir sahen das schmale, frisch aufgeschüttete Grab; Napoleon grub in diesem Augenblicke bei Austerlitz ein andres von ungeheurer Größe. Man zeigte uns das Innere des Klosters, die Zellen, zu deren jeder ein Garten und eine Werkstätte gehörte. In letzteren sah man Hobelbänke und Drehbänke, aber die Hand hatte den Meisel fallen lassen. Eine Galerie enthielt die Bildnisse der Superioren der Karthause. Im herzoglichen Palast zu Venedig wird eine Reihe der Porträts der Dogen aufbewahrt; die Erinnerungen sind so verschieden als die Oertlichkeiten. Weiter hinauf in einiger Entfernung führte man uns zu der Kapelle des unsterblichen Einsiedlers von Lesueur.

Nachdem wir in einer großen Küche gespeist hatten, brachen wir wieder auf und begegneten unterwegs, wie ein Rajah in einem Palankin getragen, Herrn Chaptal,

gewesenen Apotheker, dann Senator, hierauf Besitzer von Chanteloup und Erfinder des Runkelrübenzuckers, ein habsüchtiger Erbe der schönen indianischen Rosen Siciliens, welche die Sonne von Otaheiti vervollkommnet hat. Als wir aus dem Walde traten, dachte ich an die früheren Cönobiten, welche Jahrhunderte lang mit ein wenig Erde im Zipfel ihrer Kutte Kiefernpflanzen herbeitrugen, die jetzt zu hohen Bäumen auf dem Felsen emporgewachsen sind. Glücklich seid Ihr, die Ihr ohne Geräusch durch die Welt ginget und nicht einmal den Kopf zurückwendetet!

Kaum hatten wir den Ausgang des Thales erreicht, so brach ein Gewitter aus, ein heftiger Regenguß stürzte vom Himmel herab und brausende Ströme trüben Wassers füllten alle Bergschluchten. Frau von Chateaubriand, welche die Furcht verwegen gemacht hatte, galoppirte über die Steine, durch die Wasserfluthen und unter den Blitzen fort. Sie hatte ihren Regenschirm abgelegt, um den Donner besser zu hören; der Führer rief ihr zu: „Befehlen Sie Ihre Seele Gott im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Wir kamen nach Voreppe, während die Sturmglocke ertönte; die Ueberreste der zerrissenen Gewitterwolken flogen vor uns her. In der Ferne bemerkte man den Brand eines Dorfes, und der Mond schwamm mit dem oberen erleuchteten Theile seiner Scheibe über den Wolken, wie die kahle, bleiche Stirn des heiligen Bruno, welcher den Orden des Schweigens gegründet hat. Herr von Ballanche, vom Regen triefend, sagte mit seiner unerschütterlichen

Ruhe: „Ich bin wie ein Fisch im Wasser.“ Ich habe in diesem Jahre 1838 Voreppe wiedergesehen; es war jetzt kein Gewitter dort, aber ich habe zwei Zeugen dafür, Frau von Chateaubriand und Herrn Ballanche. Ich bemerke dies, weil ich nur zu oft in diesen Memoiren die Abwesenden zu erwähnen habe.

Bei unsrer Zurückkunft nach Lyon ließen wir unsren Begleiter daselbst und gingen nach Villeneuve. Ich habe schon erzählt, was für ein Städtchen dies war, so wie meine Spaziergänge und meine schmerzlichen Rückerinnerungen am Ufer der Yonne in Jouberts Gesellschaft. Hier lebten drei alte Jungfrauen, die Fräulein Piat; sie erinnerten mich an die drei Freundinnen meiner Großmutter in Plancouët, bis auf die Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung. Die Jungfrauen von Villeneuve starben eine nach der andren, und ich erinnerte mich ihrer beim Anblick eines mit Gras bewachsenen Perrons, der sich vor ihrem unbewohnten Hause erhob. Was sagten diese Dorffräulein damals? sie sprachen von einem Hunde und von einem Muffe, den ihnen ihr Vater auf dem Jahrmarkte in Sens gekauft hatte. Dies machte mir mehr Vergnügen, als das Concil in dieser Stadt, auf welchem der heilige Bernard meinen Landsmann Abälard verurtheilen ließ. Die Jungfrauen mit dem Muffe waren vielleicht Heloisen; sie liebten vielleicht und ihre Briefe, wenn man sie einst findet, werden die Nachwelt entzücken. Wer weiß es? sie schreiben vielleicht an „ihren Herrn, auch ihren Vater, auch ihren Bruder, auch ihren Gatten: domino suo, imo patri etc.“ daß sie sich geehrt fühl=

ten, durch den Namen Freundin, durch den Namen „Geliebte“ oder „Buhlerin,“ concubinae vel scorti. „Bei aller seiner Gelehrsamkeit,“ sagt ein ernsthafter Doctor, „finde ich, daß Abälard einen bewunderungswerthen dummen Streich gemacht hat, indem er Heloisen, seine Schülerin, zur Liebe verführte.“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>,

Von Jenseit des Grabes Chateaubriand's Denkwürdigkeiten

Bd.: 7

Leipzig 1849

Biogr. 3203 a-7

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068925-9